

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag eines jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Bmo. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 18 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 46 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



Der Bote aus dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beläge „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Sänker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 16 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Es hat nicht an Leuten gefehlt, die meinten,

Der englische Minister des Auswärtigen,

Sir Edward Grey würde sich bei seiner großen Rede im Londoner Parlament majestätisch wie der alte Römer hinstellen und ausruhen: „In den Faltten meiner toga liegt Krieg oder Friede. Wählet!“ Natürlich sollten wir Deutschen es sein, die zu wählen haben würden. Aber so kam es nicht, denn die britische Politik ist nun einmal eine Geschäftspolitik, die sich nicht zu antiker Höhe und Aufopferung emporheben kann. England möchte mit aller Welt, auch mit Deutschland, Frieden halten, so lang es von der Thronse her, aber es möchte keine Interessen auf der ganzen Erde wahren und es wäre ihm auch lieb, wenn die deutsche Kriegsflotte nicht gar zu stark würde! Es hat also heute noch nicht erfährt, daß Deutschland sich nicht zum Kriege, sondern nur zur Verteidigung rüstete, und aus der ganzen Rede leuchtete hervor, daß wir allen Grund zum Ausbau unserer Flotte gehabt hätten.

Die Auffassung der Londoner Regierung geht dahin, daß sie überall auf der Erde für britische Interessen einzuspringen habe, und das kann ihr niemand verdenken. Sie erregt sich aber nur da, wo Deutschland in die Erscheinung tritt, sonst vergleicht sie sich gütlich. Wenige sieht es so aus, daß in den Londoner Ministerien sich eine Art von „Deutschen-Roller“ entwickelt, das das, was König Edward in geistvoller Weise betriebe, heute in eine brutale Aktion ausgeartet ist. Selbst die Engländer fragen schon, was denn eigentlich einmal werden solle, und weisen darauf hin, daß der Jant mit Deutschland doch nicht für immer so weiter gehen könne! Das ist erfreulich, nur wissen wir nicht, wie lange diese lichtvolle Einsicht andauern wird. Die bekannten Londoner Zeitungen vom „Times“ förgen nur zu sehr dafür, daß die Ursache sein Ende nimmt. Wunder nimmt es natürlich nicht, wenn die Pariser Journale den britischen Minister als ihren besten Freund feiern, auf den sie sich unbedingt verlassen. Darüber vergesse ich aber ganz, daß die der englischen Politik allein Mittel zum Zweck sind.

Wir Deutsche wissen, daß niemand gegen seine Natur kann, und finden uns daher mit der Tatsache ab, daß wir die englische Politik nehmen müssen, wie sie ist. Anders wird sie nicht, denn die Pläne der Einkreisungs-Politik ist schon zu stark ins Wachstum geraten, als daß sie ihren Charakter ändern könnte. Die Hauptfrage bleibt doch, daß vor der Hand noch kein energischer Wille besteht, von Worten zu Taten überzugehen. Dagegen schützt uns unsere militärische Macht zu Lande und zu Wasser, die auch der Minister Grey genau erkannt hat, wenn gleich seine Darlegungen ziemlich lauerlich klangen. Als es sich im Sommer darum handelte, uns Schwierigkeiten zu bereiten, war man um einen Grund für einen Krieg nicht verlegen, nur nicht gewiß, daß die eigene Heeres-Organisation tadellos und überlegen funktionieren würde. Das ist der wahre Grund, weshalb die Welt im Juli von einem Kriege verschont geblieben ist, der wohl heute kaum zu Ende wäre. Leider zeigt dieser Vorgang auch, wie klein das Verantwortungsgefühl wegen eines Feldzuges geworden ist — trotz aller Friedenslongrelle, des Baues des Friedenspalastes im Haag und anderer schöner Dinge.

Ein nächtlicher Raubzug in der Wüste.

Schah Sevar, „der-reitende-König“, der Häuptling eines kriegerischen Stammes im westlichen Belutschistan, sitzt eines Abends, die Pfeife rauchend, am Lagerfeuer vor seinem schwarzen Zelt, dessen Tuch über Tarnnetzen gewiegt ist. Der Marschenerzähler ist soeben verstorben. Da haben im nächtlichen Dunkel zwei weißgekleidete Männer, mit weißen Turbanen um den Kopf. Sie binden ihre Dromedare an und neigen sich demütig vor Schah Sevar; dieser fordert sie auf, sich zu setzen und sich Tee aus der eisernen Kanne einzuschenken. Nun wird es ringsum lebendig. Noch andere Männer treten ans Feuer; sie alle tragen lange Klitten, Speere, Säbel und Dolche. Einige führen zwei oder drei Dromedare am Jügel.

Sitz sitzen vierzehn Männer um das lodernde Feuer. Es ist sonderbar still in diesem Kreise, und auf Schah Sevars Antlitz ruht feierlicher Ernst. Schließlich fragt er: „Alles bereit?“

„Ja, Herr!“ ertönt es von allen Seiten.

„Ist das Pulverhorn gefüllt, und Blei imbeutel?“

„Ja!“

„Sind die Wasserschläuche voll?“

„Ja!“

„Lebensmittel in den Taschen?“

„Ja, Herr. Datteln, saure Käse und Brot auf acht Tage!“

„Ich sagte euch vorgestern: diesmal gilt es Bam. Bam ist ein starkbesetztes Dorf. Entdeckt man uns zu früh, dann kommt es zu heißem Kampf. Wie der Schafal aus der Wüste müssen wir heranschleichen. Es sind 500 Kilometer, ein Ritt von vier Tagen!“

Es sind nun fast fünf Monate vorbei, seit deutsche Kriegsschiffe

in dem marokkanischen Hafen Agadir vor Anker gingen und den heißen Disput einleiteten, der jetzt zum Abschluß kommt. Still sind sie jetzt wieder abgedampft und haben den Franzosen den Raum gelassen. Die offiziellen Zeitungen stellen die Heimberufung ziemlich harmlos hin: „Nachdem in Agadir alles ruhig und keine Gefahr für Leben und Eigentum von Deutschen vorhanden war.“ Diese Begründung scheint jedoch nicht stichhaltig zu sein, vielmehr wird man die Ausberufung der Kriegsschiffe auf das energische Drängen der Herren Franzosen zurückführen müssen. Französische Deputierte forderten in kategorischer Weise das Zurückziehen der deutschen Schiffe; „die deutsche Flotte muß vor Agadir verschwinden, eher wird nicht weiter verhandelt.“ So lang es drohend von Frankreich. Die deutsche Regierung hat nachgegeben, die deutsche Flotte ist aus dem Hafen von Agadir verschwunden. Es ist nicht flug gehandelt, ein Pfand freigegeben, ehe es formell eingelöst ist. Unser vorzeitiges Zurückweichen in Agadir hat unser Ansehen im Auslande keineswegs gefördert.

Der Abschluß unseres

Stats für 1912

zeigt das günstige Ergebnis, daß nur noch eine Schwankung von 50 Millionen Mark vorhanden ist, die durch eine Umlage gedeckt werden muß, dürfte immerhin den Beweis erbracht haben, daß die Hoffnungen, die man auf die Finanzreform setzte, sich in vollem Umfange erfüllen. Sollte das kommende Jahr, was sehr wahrscheinlich ist, ohne Defizit abschließen, so würden die Voraussetzungen der Regierung noch übertrifft werden, da man erst für das Jahr 1914 einen Ausgleich der Ausgaben und Einnahmen angenommen. Wenn heute die linksstehende Presse gerade diesen letzten Umstand verweigert, dagegen mit einer kommenden Heeres- und Flotten-Vorlage auf den Handel geht, die uns wieder in die alten Finanznöte zurückzuführen und dem kleinen Mann neue und schwere Opfer auferlegen würde, so sind dies nur zu leicht erkennbare Wahlmanöver.

In den auswärtigen Angelegenheiten erregte die plötzliche

Demission des Chefs des österreichischen Generalstabs

v. Höbendorf einiges Aufsehen. Wie sich jetzt herausstellt, ist jedoch General v. Höbendorf nicht von selbst gegangen, sondern durch seinen Geringeren als Herrn v. Lehrental gestürzt worden, da der etwas temperamentvolle Chef des Generalstabs eine allzu starke antitalienische Politik trieb und sich dazu verließ, die Entfernung Italiens aus dem Dreibunde zu verlangen. Italien kann jedenfalls mit einiger Bewunderung nach seinem österreichisch-ungarischen Bundesgenossen blicken, der ihm eben ein leuchtendes Beispiel gegeben hat, wie man im Lande der Stefanströme die Bundesreue aufstellt.

Der Kampf um Tripolis.

Vor Tripolis nichts Neues. Nach römischen Meldungen sollen die Italiener zwar in den letzten Kämpfen einige Vorteile

errungen haben, aber die Türken sitzen in der Dase bei Tripolis noch immer fest. Um für Italien bessere Stimmung in Europa zu erzeugen, kommt man jetzt mit Berichten über furchtbare Greuelthaten, welche Araber, und zum Teil auch reguläre türkische Truppen, an italienischen Soldaten verübt haben sollen, wahre Schauermärchen werden von den Blättern gebracht. Es läßt sich denken, daß die Feinde die italienischen Gefangenen nicht immer zart angefaßt haben mögen und daß vereinzelt wirklich Grausamkeiten vorgekommen sind, aber bei dem geschilderten Umfange dürfte die römische Phantastie ein bißchen gar zu üppig gewuchert haben. Und noch eins: Kommt man am Tiber nicht auf den Gedanken, daß Grausamkeiten, wenn sie wirklich begangen sind, nicht viel, die Antwort auf die Behandlung türkischer Gefangener bei den Italienern sind, die man ohne Grund pro forma vor ein Standgericht stellte und dann zum Teil auch nicht ohne Grausamkeiten erschossen ließ, wobei nicht einmal Greise, Frauen und Kinder geschont wurden. Nachdem durch das Einschreiten der Mächte eine italienische Flottenaktion in den Dardanellen verhindert worden ist, tauchen wieder einmal Friedensgerüchte auf, und mag wohl sein, daß beide Teile einem solchen nicht abgeneigt wären; freilich dürfte die Lösung keine leichte sein, jede der beiden Parteien wird auf ihrem Standpunkt verharren wollen, da die Kriegslage keine derartige ist, daß es Sieger und Besiegte gibt.

Ein transatlantisches Luftschiff.

Ueber die Pläne des kühnen amerikanischen Luftschiffers A. Bräder, der die verwegene Absicht hat, den Flug von der Küste der „Alten Welt“ nach Amerika zu wagen, macht der Korrespondent der Daily Mail einige nähere Angaben. Bräder ist seit kurzem wieder in Berlin und hofft bereits in wenigen Monaten die Luftreise nach Amerika antreten zu können. Sein besonders für diesen Zweck gebautes Luftschiff, der „Endurad“, wird demnächst nach Berlin überführt, um in Johannistal im Aerodrom montiert zu werden. Der Luftkreuzer wird 12 000 Kubikmeter Gas fassen, 220 Fuß lang sein und einen Durchmesser von 50 Meter aufweisen. Das Fahrzeug ist nach dem Parseval-Prinzip gebaut, mit drei Ballonetts, und soll über eine Hebetraft von rund 9000 Kilogramm verfügen. Ein Drittel dieses Gewichtes entfällt auf das Gasolin. Die zwei Motoren entwickeln 220 Pferdekraft, die mit Unterstützung des Ballastwindes dem Luftschiff eine Schnelligkeit von etwa 48 Kilometer in der Stunde geben sollen. Für den Fall eines Unglücks führt der „Endurad“ ein Motorboot mit, das den Insassen des Luftschiffes im Notfall Zuflucht gewähren wird. Obgleich man dem endgültigen Ergebnis des Bräderischen Planes in Berlin mit skeptischer Zurückhaltung entgegenblickt, hat doch das heitere vertrauensvolle und unternehmende Wesen des wagemutigen Amerikaners ihm in Johannistal bereits viele Freunde erworben.

Spruch.

... so lange noch etwas, und wäre es das Kleinste, zu erringen bleibt, ist noch gar nichts errungen.

Napoleon I.

halt. In der dritten Nacht beginnen die Dromedare mühsamer zu atmen, und wenn die Sonne aufgeht, hängt der Schaum in weißen Floden an ihren beweglichen Lippen, die sie ungeduldig tauchen. Müde sind sie nicht, aber atemlos und verdrießlich, und die Haut über ihre Nüstern hat sich wie zwei Gloden aufgebläht. Aber weiter geht die wilde Jagd nach Westen, und weiter stürmen die Dromedare ohne Ansehung seitens der Reiter in wirbelnder Staubwolke dahin.

Nun liegt auch der letzte Wüstenpfad, den noch hin und wieder eine Karawane zieht, hinter ihnen, und in rasender Fahrt geht es über hartgefrorenen, salzhaltigen Schlammboden. Nichts Lebendes zeigt sich hier, nicht einmal ein verirrer Rabe oder Geier, der die Bewohner von Bam von der drohenden Gefahr warnen könnte. Ohne Rast geht es den ganzen Tag weiter. So stumm und still ist die Reiterfahre wie die Wüste selbst, man hört nur die Atemzüge der Dromedare und das Rauseln ihrer Fußschwielen auf dem harten Boden. Wenn das Abendrot seine Purpurbede über die Wüste breitet, sind nur noch 20 Kilometer zurückzulegen.

Da hält Schah Sevar sein Dromedar an, und als fürchte er, daß man in Bam seine Stimme höre, ruft er halblaut: „Halt!“ Ein leises Zischen der Reiter, und die Tiere beugen die Knie und legen sich nieder. Die Reiter springen aus dem Sattel und binden den Dromedaren die Vorderbeine mit kurzen Striden zusammen, damit die Tiere sich nicht erheben und fortlaufen können und so den Plan verraten. Alles ist jetzt totmüde und streckt sich auf dem Boden aus. Einige Männer schlafen, andere hält die Aufregung wach, vier Posten halten nach verschiedenen Seiten hin Ausschau. Das Ziel des Raubzuges ist nicht zu sehen, wohl aber die Berge, an deren Fuße Bam liegt. Wenn nur die Nacht erst da wäre und der Schutz der Dunkelheit!

Die Bombenwerfer von Los Angeles.

Eine aufsehenerregende strafgerichtliche Verhandlung wird aus Los Angeles (Kalifornien) berichtet. Es sind da zwei Brüder Mc Namara angeklagt, durch Werfen von Bomben eine Anzahl Menschenleben vernichtet zu haben. Nach dem Geständnis der Brüder stellten sie sich heraus, daß sie eine ganze Anzahl derartiger Verbrechen auf dem Gewissen haben. Wenn bei irgendeinem größeren Neubau trotz des Protestes der Brüder Mc Namara Leute beschuldigt wurden, die nicht ihrer Organisation angehörten, so pflegte sich alsbald eine Dynamitexplosion zu ereignen, die das begonnene Werk zerstörte. So terrorisierten die Brüder viele Jahre lang den ganzen Westen und selbst einen Teil des Ostens, bis die Times von Los Angeles den Kampf mit ihnen aufnahm und mit allerlei Enthüllungen drohte. Eines Tages flog so auch das Timesgebäude in die Luft. Die Mc Namaras gerieten in den Verdacht, die Verbrechen verübt zu haben und wurden verhaftet. Die Arbeiterwelt hielt die Brüder für unschuldig und die „American Federation of Labor“ mit ihren 2500000 Mitgliedern brachte im Handumdrehen einen Verteidigungsfonds von 2500000 Mark zusammen. Die Brüder schworen, daß sie unschuldig seien und ohne Mafel aus dem Prozeß vorgehen würden. Nun haben sie kurz vor dem Beginn des Prozeßes sich zu dem Verbrechen bekannt. Sie hatten nicht beabsichtigt Menschen zu töten, sondern wollten nur das Eigentum des ihnen feindseligen Blattes zerstören. Aber die Uhr in der Höllenmaschine, die das graue Werk tun sollte, lief schneller ab, als vorgeesehen war — lief ab, ehe das Gebäude leer war, und 21 Menschen küßten das Leben ein. Ein Freund der Mc Namaras, Otis Mc Manigal, der zuerst als der Tat verdächtig verhaftet worden war, verriet die beiden Brüder, um die eigene Haut zu retten. Die schwersten Beweise gegen sie lieferte aber eine Frau der Polizei, namens Angerloll, in San Francisco, die verlassene Geliebte von Mc Namara. Jetzt mußten die beiden Brüder, daß Leugnen nichts mehr helfen könne, und in der Hoffnung, vielleicht noch das Leben zu retten, legten sie das überraschende Geständnis ab. Die Arbeiterorganisationen in Amerika sind dadurch überaus schwer betroffen, denn die Mehrzahl ihrer Mitglieder hegte tatsächlich keinen Zweifel an der Schuld der Mc Namaras. Jetzt sind sie zu heller Mut gegen die Brüder entbrannt und bestehen darauf, daß sie zum Tode verurteilt werden.

Nach dem Wahrbruch der Geschworenen ist der eine der Verbrecher, der die Bomben geworfen, mit 15 Jahren Zuchthaus davon abgekommen, während derjenige, welcher durch die Höllenmaschine ein namenloses Unglück herbeigeführt, dies Verbrechen dadurch sühnen, daß er sein ganzes Leben hinter den Kertermauern des Zuchthaus zuzubringen hat.

Der Staatsanwalt von Los Angeles bezeichnete die Pläne der beiden Brüder als eine der gigantischsten Verschwörungen in der Geschichte Amerikas. Wie aus New York telegraphiert wird, war nämlich geplant, die ganze Stadt Los Angeles mit Dynamit zu zerstören. Es werden den beiden Brüdern nicht weniger als hundert Dynamitexplosionen zur Last gelegt, die insgesamt 113 Menschenleben kosteten und auch sonst ungeheuren Schaden anrichteten.

Eingeschmuggelte Bilder in Museen.

In Frankreich gibt es nicht nur Museumsdiebe, es gibt auch Menschen, die Bilder in Museen einschmuggeln. Nach dem Diebstahl der Donna Elza, der eine ganze Anzahl von Museumsdieben in Gefolge hatte, wurden die Wärter besonders scharf angewiesen, auf die Museumsdiebe und solche, die es sein könnten, zu achten. Natürlich kam kein Mensch auf die Idee, daß es auch Leute gibt, die Bilder in die Museen unrechtmäßig hineintragen wollen. Und doch ist auch dieser Fall geschehen. Das Museum von St. Cloud, in dem von Napoleon 3. eine Sammlung von ungefähr 200 Gemälden untergebracht war, ist sogar ein eigener Wärter für die Nachtzeit angestellt. Der vernahm nun vor einigen Tagen bezw. Nächten ein heftiges Klopfen, das ganz so klang, als wollte jemand einen Nagel in die Wand einschlagen. Der Wärter war gespannt, was der Eindringling wohl tun würde, verschloß den Ausgang und ließ ihn gewähren. Sein Entsetzen wuchs, als er bemerkte, daß der Eindringling, ein junger, wohlgekleideter Mann, auf das effiziente damit beschäftigt war, einen Nagel einzuhämmern, und seine Sache mit solchem Eifer tat, daß er nicht hörte, was um ihn herum vorging. Aus einem großen Tuche nahm der Mann ein Bild, hing es an die Wand, trat zurück und betrachtete es wohlgefällig von allen Seiten. Wohl eine Viertelstunde lang war der Mann in dem Anblick dieser Landschaft verunken, endlich riß er sich mit einem letzten Abschiedsblitz los und wollte sich entfernen. Aber der Wärter sprang auf ihn zu, verhaftete ihn und brachte ihn zur Polizei. Hier sträubte er sich auf das heftigste, seinen Namen anzugeben, war aber auch nicht dazu zu bewegen, eine Erklärung zu sagen, was er

Der Tag war windstill und heiß. Am Abend kommt ein schwacher Lufthauch von Norden her, und Schah Sevar lächelt. Ostwind hätte ihn und seine Reiter zu einem Umweg gezwungen, um nicht die witternden Dorf Hunde zu früh zu beunruhigen. Neun Uhr ist es jetzt. In einer Stunde schläft ganz Bam. Die Reiter sind mit ihrer Mahlzeit fertig und stecken einen Rest Datteln, Käse und Brot wieder in die Tasche. „Sollen wir die Wassertschlänche leeren, um die Lasten der Tiere zum Angriff zu erleichtern?“ fragt ein Belutschi.

„Nein,“ antwortet Schah Sevar, „vielleicht kommen wir nicht mehr dazu, die Schlänche im Dorf vor unserem Rückzug zu füllen.“

„Jetzt ist es Zeit,“ sagt er dann, „die Waffen bereit!“ Sie sitzen wieder auf und reiten langsam auf das Dorf zu. „Ert wenn sich etwas Verdächtiges zeigt, reite ich schneller, und ihr folgt mir. Ihr drei mit den Lastdromedaren bleibt die letzten im Zuge.“ Wie Falken schauen die Räuber nach ihrem Ziel. Langsam hebt sich am westlichen Horizont die Kontur des Berges. Noch 5 Kilometer, aber ihre Augen, die das Leben im Freien geschärft hat, unterscheiden schon die Gärten in Bam. Sie kommen näher und näher. Da bellt ein Hund — ein zweites kommt ein — alle Dorf Hunde schlagen jetzt an; sie haben die Dromedare gewittert!

„Vorwärts!“ ruft der Häuptling. Unter den anfeuernden Rufen der Reiter verdoppeln die Dromedare ihre Kraft, sie wissen, was auf dem Spiele steht. Ihre Köpfe liegen fast mit der Erde parallel, sie fliegen dahin, von Schaumfloden und Staubwolken umwirbelt. Das Gebell der Hunde wird immer toller, einige kommen schon den Dromedare entgegengefahren. Jetzt erreicht die Jagd den Eingang des Dorfes. Rufe der Berzweiflung er-

beinen eigentlich in dem Museum zu tun vorgehabt hätte. Einen Diebstahl wollte er nicht ausführen, das bewies die sofortige Leibesuntersuchung. Auch der Richter sagte aus, daß der Mann nicht die Absicht gehabt hätte, zu stehlen, denn er habe sich an keinem fremden Bilde zu schaffen gemacht. Man ließ dem Maler nicht frei, und endlich bequente er sich zu folgendem Geständnis: Sein Name ist Charles Dries, er ist von Beruf Kunstmaler, und es war sein höchster Ehrgeiz, daß eines seiner Bilder einen Platz in einem öffentlichen Museum habe. Schon des öfteren hat er der Museumsverwaltung Bilder angeboten, war aber stets ohne Bescheid geblieben. Also habe er sich selbst daran gemacht, eines seiner Werke in das Museum unterzubringen, in der Hoffnung, daß man diesen Zuwachs nicht als unberechtigt ansehen würde. Die Museumsverwaltung war anderer Ansicht, sie entfernte Bild und Namen, und stellte beides dem jungen Maler nebst einer Kostenrechnung über den Transport und die Ausbesserung der Wand wieder zu. Da der Maler sehr wohlhabend ist, wird ihm die Verbundung des Ehrgeizes mehr geschmerzt haben als die Kostenrechnung.

Die Millionenerbschaft des Posaunenbläfers.

d. Das Pöckeln der Gläubigkeit hat einem beschriebenen Mitglied des Orchesters am Madrider Teatro Martin geleuchtet. Der vom Schicksal Gelegnete heißt Juan Antonio Bagona und wartet allabendlich inmitten des Theaterorchesters als Posaunenbläser seines verantwortungslosen Amtes. Am Freitag aber wurde der wahre Bläser die Ursache eines wüsten Theaterfandales, denn er, der sonst seine Posaune mit der ruhigen Sicherheit eines erfahrenen alten Musiklers handhabte, verließ an diesem Abend alle Grenzen musikalischer Wohlstandigkeit, er setzte mit dröhnenden Trompetenstößen ein, wo er zu schweigen hatte, blies schredlich falsch und stellte die Nerven der Zuschauer auf eine schlimme Probe. Der Kapellmeister war über seinen so völlig verwandelten Posaunisten begreiflicherweise sehr wenig erbaut und zierte am Schluß des Aktes den armen Sünder vor seinen Rädertücheln. Wortlos reichte der kleine Musikant dem Gewaltigen des Taktstodes zur Erklärung ein Zeitungsblatt, in dem man die Geschichte von einer wunderbaren Erbschaft lesen konnte. Kürzlich starb in Kalifornien ein reicher spanischer Kaufmann und hinterließ sein viele Millionen betragendes Vermögen seinem in Spanien lebenden Bruder Juan Antonio Bagona. „Die Nachforschungen durch Vermittlung der Konsulatsbehörden ergaben, daß Juan Antonio Bagona nur bis zum Jahre 1822 in seiner Heimatstadt Valencia wohnte, dann nach Madrid zog, kurz darauf heiratete und im Jahre 1901 starb.“ Der junge Posaunenbläser ist der Sohn dieses Juan Antonio Bagona und verdankt die Kenntnis von der ihm winkenden Millionenerbschaft nur einem kleinen Zufall. Auf dem Wege ins Theater blieb er stehen, um eine Zigarette anzuzünden, sah dabei am Boden ein Zeitungsblatt liegen, auf dem er seinen Namen las, worauf er das Papier natürlich aufhob und durchsuchte. Das Ergebnis äußerte sich bei der Abendvorstellung zunächst in grauenvollen Mißlingen der sonst so ordnungsliebenden Posaune. Aber jetzt will Juan Antonio wieder rein und lauter blasen, denn er denkt nicht daran, seine Stelle aufzugeben, ehe er nicht eine amtliche Bestätigung seines Glüdes in den Händen hält.

Eine Heirat durch Zwangsvollstreckung.

Von einem vielleicht für Ben Affba neuen Fall, in dem eine Heirat durch die Zwangsvollstreckung erreicht wurde, weiß die „Sonora Zeitung“ aus einem Dorfe an der Oberseite zu berichten. Ein schon ziemlich angefahrter eingekerkelter Junggeselle war vor längerer Zeit von seiner sehr tüchtigen Haushälterin verlassen worden, da er gar keine Anstalten zu der von ihr gewünschten Heirat machte. Nach ihrem Vorziehen merkte der gute Mann erst, welches Jüwel er an ihr verloren hatte und er suchte sie nun allerzuverlangen. Die Angetretene, die sich inzwischen einen anderen Bräutigam erforen hatte, kam zwar zu ihrem ehemaligen Dienstherrn öfter noch zu Besuch, war aber nicht zu bewegen, ihrem nunmehrigen Liebhaber zu entsagen. Ganz rabiat über die Weigerung ging belagter Junggeselle hin, verklagte seine frühere Donna auf Rott und Wohnungsgeld während ihrer Besuche, erwirkte ein Pfändungsbefehl und ließ in raschem Tempe den Gerichtsvollzieher aufmarschieren. Er war nicht bei der Pfändung zugegen und ließ sich durch alle Bitten nicht bewegen, die besten Wäsche- und Kleidungsstücke höchst eigenhändig auszuladen und mit dem Pfändungsiegel versehen zu lassen. Auf alle Vorhaltungen und Bitten der Ueberrumpelten hatte er nur dieselbe stereotypische Antwort: „Willst Du mich heiraten?“ Die also Gequälte faßte endlich den Entschluß, nachzugeben. Am aber nicht doch der Geprühlte zu sein, mußte auf des Heiratsjägers Geheiß der Gerichtsvollzieher im Protokoll aufnehmen: Gläubiger verzichtet auf Pfändung, wogegen sich Schuldnerin verpflichtet, ihn binnen vier Wochen zu heiraten.“ Vorgelesen, genehmigt

tönen, die Schlafenden werden geweckt, Frauen und weinende Kinder fliehen nach den Bergen hin. Zu geordneter Verteidigung ist keine Zeit mehr, zu überraschend war der Ueberfall; es fehlt an einem Führer. Wie aufgeschreckte Hühner laufen die Unglücklichen durcheinander, und die Reiter fallen über sie her. Schah Sevar sieht hochaufragend auf seinem Dromedar und leitet den Angriff. Die anderen springen ab und überwältigen drei Männer, zwölf Weiber und sechs Kinder, die in Eile gebunden und von zwei Belutschi bewacht werden, während die übrigen Reiter die benachbarten Häuser durchsuchen. Ihre Beute sind zwei junge Männer, die vergebens Widerstand leisten, zwei Säcke Korn, ein wenig Hausgerät und alles Silber, das sie finden konnten.

„Wieviel Sklaven?“ brüllt Schah Sevar. „Dreißig!“ tönt es von mehreren Seiten. „Das genügt, laßt auf!“

Die Sklaven und das gestohlene Gut werden auf den Dromedaren festgebunden. „Eilt, eilt!“ ruft der Häuptling. „Denselben Weg zurück!“ In der Hast des Aufbruchs entsteht ein entsetzlicher Wirrwarr, einige Tiere haben sich in die Stride der anderen verwickelt. „Zurück!“ Das scharfe Auge des Häuptlings hat eine heran-nahe Schar bewaffneter Männer entdeckt. Drei Flintenschüsse trafen plötzlich durch die Nacht, und Schah Sevar stürzt rüchlings aus dem Sattel. Sein Dromedar scheut und flieht wüstenwärts. Der linke Fuß des Reiters hängt im Steigbügel, und sein Kopf schleift durch den Staub, der den Blutstrom der Stirnwunde verstopft. Dann aber gleitet der Fuß aus dem Bügel; der weinende König liegt als Leiche vor den Toren Bams.

Noch ein zweiter Räuber ist schwer verwundet und wird von den Dorfbewohnern zusammengehauen. Bam ist erwaht. Die in den Striden verwickelten Dromedare

und untergeschrieben von den Vertragsparteien. Und tatsächlich war nach vier Wochen Hochzeit.

Unter falschem Verdacht.

Von einem schweren Verdacht befreit wurde in einer Verhandlung vor dem Kriegsgericht in Trier ein Volksschullehrer, der gegenwärtig sein Jahr als Einjährig-Freiwilliger bei dem Regiment Nr. 161 abdiene. Eines Tages war einem Soldaten ein Portemonnaie mit 20 Mark Inhalt abhanden gekommen. Unglücklicherweise fand man nun in einer alten Hufe des Lehrers, die er schon seit langem nicht mehr getragen hatte, einen Schlüssel, der zu dem Spind des Beschlagnahmten paßte. Man stellte den Lehrer zur Rede, worauf dieser erklärte, er habe den Schlüssel auf dem Kasernenhofe gefunden und achtslos in die Tasche gesteckt. Trotzdem wurde aber gegen ihn Anklage wegen Diebstahls erhoben. Die Verhandlung vor dem Kriegsgericht ergab aber, daß die Verdachtsmomente gegen den Lehrer völlig gegenstandslos waren, so daß der Vertreter der Anklage selbst die Freisprechung beantragte. Der Verteidiger wünschte, es solle in dem Urteil ausdrücklich ausgesprochen werden, daß der Angeklagte unschuldig sei. Der Gerichtshof folgte diesem Antrage, sprach den Angeklagten frei und bewilligte ihm noch eine Entschädigung für die unschuldig erlittene Untersuchungshaft.

Der Erfinder des Portland-Zement gestorben.

Dieser Tage starb in Gravesend in England der Friedensrichter Isaac Charles Johnson, der im Januar seinen hundertsten Geburtstag feierte. Johnson hatte eine bemerkenswerte Karriere hinter sich. Am 28. Januar 1811 wurde er in Bauxhall als Sohn eines Arbeiters geboren und arbeitete schon als junger Knabe in einer Zementfabrik in Nine Elms. Da er eine Vorliebe für Chemie hatte und sich mit großem Eifer genügende Kenntnisse erworb, verlegte er sich schließlich in seinen Freizeitstunden auf Experimentieren und erfand den Portland-Zement. Vierzehn Jahre lang blieb er noch bei seiner ersten Firma und begann dann die Fabrikation von Portland-Zement auf eigene Rechnung. Seine erste Fabrik gründete er in der Nähe von Rochester und etablierte sich später in Swanscombe, Elfring und Greenhithe und schließlich am Tyne. Mit 87 Jahren erlernte er noch das Radfahren, und noch bis vor kurzer Zeit war seine liebste Beschäftigung die Uebersetzung des Neuen Testaments aus dem griechischen Urtexte, trotzdem er Griechisch erst im hohen Alter gelernt hatte. Bei der Feier seines hundertsten Geburtstages erhielt er einen Glückwunsch vom Könige.

Stiftungen.

Aus Anlaß ihres 70. Geburtstages stiftete Frau Geheimrat Henschel, die Mitbesitzerin der Lokomotiv- und Maschinenfabrik von Henschel u. Sohn, für die Arbeiter, Werkmeister und Beamten 100 000 Mk., weitere 100 000 Mk. zum Bau von Einfamilienhäusern für Arbeiter und 70 000 Mk. zum Besten des Vaterländischen Frauenvereins vom Roten Kreuz.

Weihnachtsnähe

Leise, leise schwebt es nieder,
Reine Sterne, Silberfloden —
Heilige Weihnacht naht wieder
Mit der Freude Festtagsgloden.

Dedt den Wald gleich tiefes Schweigen,
Rauscht das Laub mit weis zu Füßen —
Aus der Tanne grünen Zweigen
Weht ein ewig Frühlingsgrün.

Aus der Rinderaugen hellen,
Unergründlich tiefen Brunnen,
Quillt's in frischen Lebenswellen,
Lacht's mit Paradieseswonne.

Und wir, ach, in Leid erfahren,
Die wir nach im Kampfe stehen,
Lacht der Weihnacht offenbaren
Uns mit Rinderaugen sehen!

werden mit den Sklaven und der übrigen Beute eingefangen. Aber zwölf Reiter und zehn Lastdromedare sind, von einigen wütenden Hunden verfolgt, in der Dunkelheit verschwunden, sechzehn Dorfbewohner werden vermißt. Der ganze Ueberfall war das Werk einer halben Stunde. In dieser Nacht schläft niemand mehr in Bam.

Jetzt müssen die Dromedare das Meiste leisten; sie haben doppelte Last zu tragen, aber gehen wie auf der Jagd stürmen sie daher. Unauffällig geht es die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag hindurch. Dann und wann sehen sich die Räuber um. An der salzigen Quelle wird zum erstenmal gestoppt; Späher besetzen den naheliegenden Hügel. Man ist und trinkt und ordnet sich für den weiteren Ritt. Keine Minute ist zu verlieren. Die Gefangenen sind gelähmt vor Schrecken, die jungen Mädchen halb erstarrt vor Weinen, ein kleiner Knabe in zerrissenem Hemdchen ruft vergeblich nach seiner Mutter. Andere der geraubten Kinder haben sich müde geweint und sind trotz des heftigen Schaukelns während des Rittes erschöpft eingeschlafen. Mit weißen Binden werden den Gefangenen die Augen verbunden; sonst merken sie sich den Weg und fliehen früher oder später nach Bam zurück.

Dann geht der wilde Ritt weiter, und nach acht Tagen Abwesenheit ist die Reitergarde wieder daheim mit ihrer Beute, aber ohne ihren Häuptling. Die Behandlung der Sklaven ist gut und — die Zeit heilt alle Wunden!

(Vorstehende Abhandlung haben wir dem Reihewert „Von Pol zu Pol“ von Sven Hedin entnommen, das selbst bei der Verlagsbuchhandlung von F. A. Brodhaus in Leipzig erschienen.)

Reichstags-Abchied.

So leb denn wohl, du altes Haus!
Mit unsrer Herrlichkeit ist's aus.
Wir ziehn betrübt und traurig fort
Zum Kandidatenmessenmord.

Ach, für so manch erprobten Held,
Der hier den Schlußantrag gestellt,
Stellt nun am schwarzen Jannertag
Die Wählerliste den Schlußantrag!

Er hebt deshalb vor jedermann
Zu biden sich und kriechen an.
Von einem er zum andern rennt,
Was man dann Wahl-Bewegung nennt.

Mit jedem Ochsen, jeder Kuh
Steht er von fest auf du und du;
Das Händelrücken wird zum Sport,
Er kommt kaum noch vom Walschnapf fort.

Doch quält man ihn auch noch so frech,
Und klopft er tief ins Höllepech —
Zum Himmel wieder wunderbar
Steigt er am zwölften Januar.

Wie zieht er da — zum Rudel noch!
Vorm Wählerplebs die Nase hoch!
Oh, wie er stolz vorüberzieht,
Sobald 's nicht noch 'ne Stichwahl gibt.

Caliban im „Tag“.

Westfalen-Rheinland.

Städtischer Fleischverkauf. Nachdem die Verhandlungen der städtischen Feuerungskommission in Sachen mit der Meßgerinnung wegen Serabekung der Fleischpreise ergebnislos geblieben sind, kündigt die Verwaltung eine Vorlage auf Errichtung städtischer Fleischverkaufsstellen an.

Drei Monate Gefängnis für eine Portion Hagenpfeffer. Uebel bekommen ist dem Arbeiter G. eine kleine Zedprellerei, die er sich eines Tages in einem Hagenen Restaurant hat zuschulden kommen lassen. G., der bereits wiederholt mit kleineren Strafen wegen Betrugs vorbestraft ist, hatte zwar an dem betreffenden Tage keinen roten Heller in der Tasche, dafür aber umso größeren Appetit auf Hagenpfeffer. Er ließ sich also schlantweg eine Portion geben und bestellte dann noch eine zweite, die ihm aber erst nach der Bezahlung vorgelegt werden sollte. Als sich jetzt die gänzliche Ebbe in seinem Portemonnaie herausstellte, wanderte der Hagenpfeffer zurück in die Küche und — G. an die frische Luft. Der Angeklagte, der sich entschließen dagegen verwahrt, „Arbeiter“ zu sein, vielmehr Musiker und erklärt, daß er für sein Leben gern Hagenpfeffer esse, wurde von der Strafkammer zu der geringsten zulässigen Strafe von drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Wohltätigkeit. Der Hagenen Rabatt- und Handelskühverein überwiegt auch in diesem Jahre wieder den Armenverwaltungen seines Vereinsbezirks 500 Gulddine über je 3 Mark, die in jedem, dem Verein angeschlossenen Geschäft einestell werden.

Im Walde tot aufgefunden wurde bei Salver der seit dem Frühjahr vermiste Arbeiter Stöder aus Hohenlimburg. Längere Zeit an Schwermut leidend, hat sich St. damals heimlich entfernt und war trotz ausgelegter Vernehmung und eifrigsten Suchens nicht aufzufinden.

Unverheerlich. Am 23. Oktober beging der 17 Mal vorbestrafte Arbeiter Rottmann von Salver einen Einbruchsdiebstahl, wegen dessen er sich vor der Hagenen Strafkammer zu verantworten hatte. In der betreffenden Nacht krieg Rottmann, „um sich nach der Zeit zu erkundigen“, durch ein zerbrochenes Fenster in die Wohnung eines Magazinvverwalters und stahl eine goldene Uhrkette, Stiefel, Zigarrentasche und eine Zoppe. Die Sachen verstaute er zunächst im Walde, worauf er sie dem Arbeiter Seiffert für eine alte Schuld, mit Ausnahme der Stiefel, die er verkaufte, übergab. Der unverheerliche Spitzhube wurde unter Verfolgung mildernden Umstände zu der geringsten zulässigen Strafe von 2 Jahren Zuchthaus und Seiffert wegen Hehlerei zu einem Monat Gefängnis verurteilt.

Fünf Jahre Zuchthaus wegen Straßenraubes. Das B. u. M. er Schwurgericht verurteilte einen Arbeiter, der nachts auf der Humboldtstraße den Arbeiter Sammelmann überfallen und seiner Uhr beraubt hatte, zu fünf Jahren Zuchthaus.

Der Wasserdurchbruch auf Zeche Nordstern zu Gelsenkirchen ist soweit behoben worden, daß die 350 Meter-Sohle wieder befahren und in diesem Schachte wieder „Rohlen“ gefördert werden können. Die meisten der entlassenen Arbeiter wurden wieder eingestellt.

Zu den Ohm-Prozessen. Der in Dortmund in Haft befindliche Professor Wenner der verurteilten Niederdeutschen Bank hat ein erneutes Gesuch um Haftentlassung gestellt, dem entsprochen werden dürfte. Dagegen hat das erneute Haftentlassungsgesuch des Justizrats Suchermeier in Gelsenkirchen wenig Aussicht auf Erfolg.

In einer Versammlung des Verbandes rheinisch-westfäl. Ziegeleibereine zu Dortmund wurde die Forderung der Ziegeleiarbeiter auf eine 12prozentige Lohnerhöhung und 14tägige Kündigung befohlen. Nach mehrstündigen Verhandlungen trat man einstimmig dem ablehnenden Beschluß des Zentralverbandes bei, wodurch die Forderungen der Arbeitnehmer abgelehnt sind.

Blutvergiftung. Der Runkelschlosser Wessel von Dortmund zog sich bei Ausführung von Arbeiten an einer Rolereianlage auf Zeche Karolinenfeld beim Hochziehen eines Eisenstücks eine geringfügige Verletzung am linken kleinen Finger zu. Diese verschlimmerte sich bedauerlich, daß Wessel an Blutvergiftung gestorben ist. Der Verlebene stand im Alter von 23 Jahren.

Wieder eingekerkert. In Lütgendortmund war man dieser Tage in großer Aufregung wegen des Verschwindens eines Knaben mit Namen Endregatt. Der kleine Junge sollte nach wilden Gerüchten schon das Opfer einer grausigen Bluttat geworden sein, als die Nachricht eintraf, daß er in Serne aufgegriffen worden sei. Anschließend hat der kleine Ausreißer, der jetzt seinen Eltern wieder zugeführt wurde, seinen Weg über Harpen und Gerthe genommen.

Der Kampf der Warenhäuser untereinander. Die Firma Theodor Althoff, welche an verschiedenen Plätzen Westfalens, unter anderen in Münster und Dortmund, umfangreiche Warenhäuser besitzt, hat kürzlich in Leipzig Terrains im Werte von 5 Millionen Mark behufs Errichtung eines Warenhauses gekauft. Nimmehr beschäftigt, wie die „Deutsche Confection“ meldet, die bekannte Leipziger Warenhausfirma A. G. Gebüder gemeinsam mit einem sehr kapitalkräftigen Konsortium ihrerseits in Dortmund und Münster Warenhäuser zu eröffnen. Herr Althoff ist an diesen Plänen behufs Ankauf von geeigneten Terrains in Unterhandlungen getreten. In Münster handelt es sich um diejenigen Terrains, welche die Warenhaus-A. G. Leonhard Tied in Köln einmal erworben hatte; sie trat seinerzeit von dem Kauf zurück, nachdem sie mit der Firma Theodor Althoff eine Interessengemeinschaft abgeschlossen hatte.

Eine Wanderhaustaltungsanstalt haben die Bürgermeistereien Ueberruhr, Kupferdreh, Heisingen, Werden-Land, Reithaus-Land und Menden errichtet zur Vorbildung junger Mädchen für ihren künftigen Beruf als Hausfrau. Neben dem Haushaltungslern sollen Belehrungen stattfinden in der Säuglingspflege und in den Handarbeiten. Durch diese Einrichtung haben sich die Gemeinden eine dankbare Aufgabe gestellt.

Das Resultat der Vertreterwahlen für die allgemeine Ortskrankenkasse in Velsert lautet auf 1604 Stimmen für die freien Gewerkschaften und 801 Stimmen für die christlich-nationalen Arbeiter. Die Teilnahme an der Wahl war eine laue. Die Kasse hat 9000 Mitglieder.

Exemplarisch bestraft Tierquälerei. Der Landwirt Roland fand auf einer Weide in Alftaden seine Kuh, die einen Wert von 500 Mark hatte, verendet vor. Unbekannte Täter hatten das Tier mit dem Messer übel zugerichtet. Obendrein hatten die Tierquälerei versucht, dem noch lebenden Tiere das Fell abzuziehen. Die Täter wurden alsbald ermittelt. Es waren drei jugendliche Burken, der Bergmann Belz und die Brüder Duisburg und gaben zu, sich an der Kuh, nachdem sie das Tier festgebunden hatten, in der genannten Weise vergreifen zu haben. Das Gericht verurteilte die Brüder zu 9 und 6 Monaten Gefängnis.

Um dem Dürrenwetter in Köln zu steuern, hat der Polizeipräsident eine sofort in Kraft tretende scharfe Polizeiverordnung erlassen.

Stiftung. Der verstorbene Gemeindevorsteher der Gemeinde Langenloosheim bei Kreuznach, Herr Schmidt, hat sein ganzes Vermögen, 120 000 Mark, der Gemeinde Langenloosheim für ein Krankenhaus vermacht.

Wieder einer. In der Spar- und Darlehnskasse in Utefingen bei Saarbrücken wurden bei einer Revision Fehlbeträge von 42 000 Mark ermittelt. Der Rendant ist verhaftet worden.

Mit einer interessanten Schadenersatzklage wird sich am 13. Dezember das Landgericht in Saarbrücken zu befassen haben. Die Gesellschaft für Straßenbahnen im Saarland klagt nämlich gegen 43 entlassene Straßenbahngestellte wegen des der Straßenbahngesellschaft durch den im Sommer dieses Jahres hier inszenierten Streik entstandenen Schadens auf Schadenersatz.

Was die Mäander den Gemeinden kosten. Nicht nur die Städte Süllich und Linnich müssen der Einquartierungskosten wegen den Steuerlast mit 10 Prozent erhöhen, sondern auch die seiner Zeit fast mit Militär besetzten Landgemeinden, die durch die Einquartierungskosten erheblich belastet werden. So muß Siersdorf 5500, Scheiden 4800, Schaufenberg 3300 und Selterich 1800 Mark aufbringen.

Vermist wird seit dem 29. November die in Lachen beschäftigte, in Eilendorf wohnende Arbeiterin Fräulein. Man vermutet, daß es sich um eine Verschleppung durch Herrenbesatzung handelt.

Mangel an Frauen.

Bei der Bevölkerung Britisch-Indiens beträgt der Ueberschuß der Männer über die Frauen nach der letzten Zählung 7½ Millionen. Somit für die Bevölkerung Wiens überhaupt die getrennten Zahlenangaben für Männer und Frauen vorliegen, überwiegen überall die Männer die Frauen. Auch in Europa gibt es eine Reihe Länder, die nicht den Frauenüberschuß haben, dessen sich Deutschland erfreut; in den drei Balkanstaaten Serbien, Bulgarien, Rumänien, ferner in Rußland-Polen und Griechenland, auch in Luxemburg sind die Frauen, wenn auch nicht erheblich, in der Minorität. Was davon sind die Frauen in England (daher auch die vielen Suffragettes?); dort gibt es 1¼ Millionen Frauen mehr als Männer auf 41 Mill. Einwohner. Bei uns gibt es jetzt bei 65 Millionen Einwohnern 0,84 Mill. Frauen mehr als Männer.

Allerlei.

Der glückliche Gewinner der Prämie von 300 000 Mark der preussischen Klassenlotterie, die auf das Los Nr. 175 467 fiel, ist der Fleischermeister Tied in Berlin. Tied spielte allein das ganze Los und erhält somit die ganze Prämie. Er war in der ersten Klasse mit einem Ertragslos herausgekommen, das ihm jetzt einen so ansehnlichen Gewinn gebracht hat. Der Meister ist natürlich überaus glücklich. Er weiß zwar noch nicht, ob er sein Geschäft verkaufen wird, aber er meint, daß er sich ein Ausruhen von jahrelanger Arbeit wohl verdient habe. Herr T. hat sein Geschäft aus ganz kleinen Anfängen hochgebaht, aber oftmals schwere Schicksalschläge erlitten.

Was alles von der Polizei verlangt wird. „Schuhmann!“ rief neulich in Berlin eine ältere etwas agerete Dame, „mein Kneifer hängt da oben in dem Baume!“ — Gewiß haben Sie Ihren Kneifer auf der Straße verloren, antwortete der Schuhmann mit begütigendem Lächeln des Zweifels. — „Nein, nein, er hängt oben im Baum.“ versicherte erregt die Dame, „wenn ich meine Brille hier hätte, könnte ich ihn sehen.“ — und dabei deutete sie etwa drei Meter hoch in den Baumwipfel hinauf. — Und richtig — da hing der Kneifer. Und wie war das möglich? — Die Dame hatte oben auf dem Omnibusverdeck gesessen; beim Aufsteigen war ihr ein Zweig vors Gesicht gefahren und hatte ihr den Kneifer entführt. — Der Schuhmann ließ den nächsten Omnibus unter dem Baume halten, stieg auf das Verdeck und holte den Kneifer wieder herab.

Verschwindener Wertbrief. Ein am 4. November zu Westfalens aufgegebenen Wertbrief nach Hohenmöllen, auf 600 M. lautend, ist verschwunden. Der Geldbrief enthielt jedoch bedeutend mehr als den angegebenen Betrag, nämlich 4000 Mark in Reichsbanknoten und außerdem Zinscheindbogen von 4 Proz. Pfandbriefen der Preussischen Hypotheken-Versicherungsbank.

Kasernenbrand in Leipzig. In der Kaserne des 106. Infanterieregiments in Wädern bei Leipzig wütete ein Großfeuer. Der Schaden an verbrannten Garnituren wird auf an derthalb Millionen Mark geschätzt. Das Gebäude ist bis auf die Umfassungsmauern niedergebrannt. Es besteht der Verdacht der Brandstiftung. Zahlreiche Personen wurden bereits einem Verhör unterzogen.

Einen unheimlichen Fund machte ein Bahnwärter südlich von dem Bahnhof Kötten auf der Mariensteiner Tour: er fand einen weiblichen Leichnam, dem der Kopf fehlte. Die Frau ist zweifellos nach ihrer Ermordung auf dem Ader auf die Schienen gelegt worden, damit der Ansehen eines Selbstmordes erweckt werde. Die Leiche wurde als die der 38 Jahre alten, schon seit zwei Jahren von ihrem Manne getrennt lebenden Arbeiterin Minna Brandt aus Marienstein erkannt. Vom Täter fehlt bis jetzt jede Spur.

Eine reisende Selbstbekennnis steht in Verhätgebener Angelegenheit zu lesen: „Die Beleidigung, welche ich Herrn A. zugefügt habe, nehme ich mit dem größten Bedauern zurück. Zugleich bekenne ich freiwillig, daß durch mein böses Maul ich die größte Ehrabschneiderin im ganzen Amtsbezirk Verhätgebener bin und sich jedermann vor mir hüten soll. A. H.“ — An Aufrichtigkeit läßt das allerdings nichts zu wünschen übrig. Zweifelslos gehört Mut zu dieser Selbstbekennnis.

Schwabenwit. Fuhr da einmal, so erzählen die Münch. Neuesten Nachrichten, ein „Schwab“, also ein Siebenbürger Szabla, aus seiner Heimat dem schönen Temeswar zu. Den ungariischen Schaffner reizt die gleichmütige Ruhe des Mannes. Als er wieder durchs Abteil geht, fragt er grinsend: „Ist's denn wirklich wahr, Vetter daß der Schwab erst mit 40 Jahren den Verstand bekommt?“ Darauf seelenruhig der Bauer: „Freilich!“ „Und wenn nun so ein Schwab auch mit 40 Jahren nicht verständig wird?“ lautet die boshafte Frage. Um die Stirn des Schwaben zuckte es, dann meinte er: „Dann wird er halt — Schaffner!“

Eine furchtbare Explosion ereignete sich in der protechnischen Anstalt zu Rasario, die das Gebäude zum Einsturz brachte. 15 Personen wurden getötet, zahlreiche wurden verletzt.

Ein Retter von 113 Menschen gestorben. In dem Londoner Vorort Sadney starb der Mädelhändler W. Sauer. Der Verlebene, der an einem Schiffahrtskanal wohnte, hat in seinem Leben nicht weniger als 113 Menschen aus dem Kanal geholt, die dort in der Gefahr des Ertrinkens schwebten. Seinen Tod führt man auf die vielen Ertränkungen zurück, die er sich bei seinen Rettungsarbeiten zugezogen hat.

Folgeschwere Explosionen. In der Färberei der Firma Armitage u. Co. in Bradford ereigneten sich, wahrscheinlich durch Sumpfgase, die aus einem unter der Fabrik herfließenden Baue aufstiegen, zwei heftige Explosionen. Dabei wurde eine Person getötet, 20 Personen wurden verletzt, 800 sind arbeitslos geworden. Die Fabrikanlage wurde zum größten Teil vernichtet. Drei benachbarte Fabriken wurden beschädigt.

Verbrecherischer Anschlag auf einen Expreßzug. Der Gepädwagen vom Expreß-Verbindungszug Debeagah-Rostantinnovel wurde bei Baron in die Luft gesprengt. Der Zugführer und der Schaffner wurden getötet.

Ein kinderloser Ort. In Boromarsl (Bezirk Rajan, Rußland) ist seit über fünf Jahren keine Geburt mehr zu verzeichnen gewesen. Die Stadt zählt zwar nur 500 Einwohner, trotzdem sind 150 Familien dort anwesend. Das Straßenbild — wenn man überhaupt von einem solchen sprechen kann — mutet sonderbar an, da die Kinder vollkommen fehlen.

240 000 Franken dem Bekämpfer der Schlafkrankheit. Die Königin von Belgien hat für die beste Arbeit zur Bekämpfung der Schlafkrankheit einen Preis von 240 000 Franken ausgesetzt. Dieser Betrag stellt das Ergebnis einer wohltätigen Sammlung dar, die durch den Verkauf von Edelweißblumen erzielt worden ist und durch die Königin veranlaßt wurde. Aus dem Ertrag der Sammlung sollen auch die Kosten eines in Leopoldville zu errichtenden Sanatoriums bestritten werden.

Zwei furchtbare Verbrechen verübte die 33jährige Frau Marguerite Vassal in Paris. Sie überfiel ihren Mann, einen ehemaligen Kolonialgendarmerie, der bei einem heftigen Blatte angelegt war, im Schlafe und tötete ihn durch drei Revolvergeschosse. Dann fuhr sie von Paris nach Savigny-sur-Orge und erschoss dort die 63jährige Tante ihres Gatten. Die Mörderin begab sich hierauf nach dem Polizeikommissariat und erzählte in ruhigem Tone, daß sie ihren Gatten und seine Tante getötet habe, weil die beiden ihr das Leben verbittert hätten.

Heiratsgebräuche auf den Philippinen. Merkwürdige Formen der Eheheziehung sind bei den Eingeborenen der Philippinen in Brauch. Wollen dort zwei junge Leute die Ehe miteinander eingehen, so müssen sie sich zunächst die Hände mit einem roten Faden umwickeln. Sie gehen dann, um Angehörigen und Freunde auf die Suche nach zwei Palmen, die ferngerade gewachsen, gleich hoch sein und nahe beieinander stehen müssen. Am Hochzeitstage versammeln sich die Brautleute mit den Hochzeitsgästen bei den beiden Bäumen, und der Bräutigam und Braut machen sich daran, je eine Palme zu erklimmen. Am Gipfel angelangt, ruht der junge Chemann den Gipfel der Palme der Erwählten zu fassen, um ihn zu sich herüberzuziehen. Diese Bemühungen werden solange fortgesetzt, bis es ihm gelingt, mit seiner Stirn die der Braut zu berühren, die ihrerseits alles aufbietet, um der schwierigen Operation zum Erfolg zu verhelfen. Ist das geschehen, so wird von dem angesehenen Mitglied der Hochzeitsgesellschaft die Ehe als vollzogen erklärt.

Von einer aufregenden Pantherjagd wird aus Indien berichtet. In der Munitionsfabrik in Kirkee entbunden zwei europäische Angestellte das Tier, das auf einem Haufen von Sägemehl behaglich schlief. Sie gingen hinaus, um Alarm zu schlagen. Zwei andere jedoch, die das Tier für eine große wilde Rahe hielten, versuchten den Panther mit Eisenstäben aus dem Haule zu jagen. Als das Tier aufgeböhrt war, begann es in wilden Schreien umherzuraufen und alles ergriff die Flucht. Einem eingeborenen Arbeiter, der über eine Mauer zu klettern versuchte, hiß der Panther die Felle eines Beines ab. Verschiedene Offiziere eilten mit Gewehren herbei. Der Panther jedoch suchte Deduna im Gebüde selbst. Kapitän Remble und der Direktor der Munitionsfabrik verurteilten ihn mit zwei Schüssen, und als Major Barrie-Clay sich einem Fenster näherte, um von dort auf das Tier zu schießen, erhielt er von dem Panther schwere Wunden. Nach zweistündiger heftiger Jagd wurde das Tier durch einen wohlgezielten Schuß aus der Büchse des Leutnants Vines getötet. Der Panther war über zwei Meter lang.

Was laufe ich zu Weihnachten? Die vielfach so schwierige Frage: Was laufe ich Praktisches und meinen Mitteln Entsprechendes zu Weihnachten, will uns die Firma S. und N. Wahl, Barmen, erleichtern.

Der diesjährige Weihnachtskatalog ist erschienen und bringt, wenn auch selbstverständlich nur auszugewählte, eine Aufstellung aller Artikel, die die große, bekannte, an Auswahl und Leistungsfähigkeit unübertroffene Firma S. u. N. Wahl, Barmen, bietet.

Der Katalog steht jedem Interessenten gerne zur Verfügung und wird auf Wunsch franco übersandt.

Alle Abteilungen der Firma S. und N. Wahl bringen für den Weihnachts-Einkauf hervorragende preiswerte Sonder-Angebote, die jeden rechtzeitig zu Einkäufen veranlassen dürften.

§ Dem Menschen von heute fällt es sehr oft schwer, aus der Menge der sich ihm für jedes nur erdenkliche Bedürfnis anbietenden Mittel sofort das wertvolle Original von seinen Schmarozern zu sichten. Das gilt im besonderen Maße auf dem Gebiete der Hygiene und hier wieder speziell für die unbegrenzte Schar der Salben. Um Geld und Ärger zu sparen, ist es das Rätlichste, man bedient sich nur alter, als vorzüglich bekannter Medikamente und als solche ist der rühmlichste Hervorhebung würdig die „Rino-Salbe“. Bei allen Wunden und Geschwüren, bei Haut-Affektionen, Ekzemen, Flechten, Kopfgriind, Vorticis und jeglicher Art von Wundwunden ist sie von vortrefflicher, heilbringender Wirkung. Mit außerordentlicher Dehnkraft verbindet sie die große Annehmlichkeit, daß sie die Entwicklung der jungen Haut nicht hindert. Die „Rino-Salbe“ ist in allen Apotheken (Dose pro Stüd Mt. 1,15 und 2,25) erhältlich, aber nur echt in Originalpackung weiß-grün-rot und mit Firma Rind, Schubert u. Co., Weinböhla-Dresden. Die Vortrefflichkeit der „Rino-Salbe“ gibt ihr ein Hausrecht überall.

Zur A
(Die
Kreuzverfä
empfehlen,
find.)
Die K
die Gele
liden-
tritt aus
Hinterblie
welchem a
fallverfä
Aus i
als neu f
1. Janua
Apotheten
Küchschä
zu verwen
nen, ihr
nicht ab
2. 2.
Beitrags
(vieles jed
zu Punkt
ab haben
48 Wg. a
Küchschä
lung in a
aber auch
dahin über
3. Da
es nach d
Heilern, di
tet find.
des Viert
4. Fre
1912 von
haben, nu
vorher 50
Lebensjah
zuweisen.
1. Janua
5. Da
fällt nach
belders
hierzü erh
(Punkt 4)
6. Die
liche Ver
ab aufge
größen. A
haben, ist
einmalig
len sich im
7. Sa
Zahren, s
Zehntel h
8. Di
wen- und
steuer. D
die Kinde
Ehemann
Gewillk
aussteuer
die Witw
Ueberlebe
die verstor
der Famili
wissen. S
9. Un
das Recht,
don je 1
10. D
am 1. Jan
runasämte
hörige Mu
C Sch
Von
von Trip
weilende f
„Ein Ma
die Italie
Zweide auf
zweifellos
Menschen
te vor der
auf 40 000
absiehn r
der Wahr
die unau
zer traurig
möchten h
des Verg
die Toten
ist, je alle
hat diese
Bevölker
heit aber
Cholera,
in den D
sie durch
vertrieben,
die Straf
rungsmitt
schlimmste
dass die u
ger und d
Behörden
schaffen, a
leben. S
Straßen u
die Men
den To
aufzunehm
stredte sich
gen aber,
die Stadt
abfällen, i
Tod aus
Sierbenbe
man sich l
Leiden u

Zweites Blatt zu Nr. 49.

Zur Reichsversicherung-Ordnung.

(Die nachfolgenden kurzen Ausführungen über die neue Reichsversicherungsordnung möchten wir besondere Beachtung empfehlen, da sie Grundlagen für Jedermann von Interesse sind.)

Die Reichsversicherungsordnung vom 19. Juli 1911 umfaßt die Gesetzgebung über die Kranken-, Unfall- sowie Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung. Am 1. Januar 1912 tritt aus der Reichsversicherungsordnung die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung in Kraft. Der Zeitpunkt, von welchem ab die Bestimmungen über die Kranken- und Unfallversicherung in Kraft treten, ist noch nicht gegeben.

Aus der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung ist als neu folgendes kurz bemerkenswert:

1. Die Versicherungspflicht ist dahin erweitert, daß vom 1. Januar 1912 ab auch die Gehilfen und Lehrlinge in Apotheken, sowie die Bühnen- und Orchestermitglieder, ohne Rücksicht auf den Kunstwert der Leistungen, Beitragsarten zu verwenden haben, sofern sie gegen Entgelt beschäftigt werden, ihr regelmäßiges Jahresarbeitsverdienst aber 2000 M. nicht übersteigt.

2. Die fünf Lohnklassen sind bestehen geblieben. Die Beitragsarten für die einzelnen Lohnklassen sind aber teurer (dieses jedenfalls mit Rücksicht auf die Mehrleistungen, wie zu Punkt 7 und 8 näher angegeben ist). Von 1. Januar 1912 ab haben die Arbeiter folgende Werte: 16, 24, 30, 36 und 48 M. anstatt wie bisher 14, 20, 24, 30 und 36 M. Mit Rücksicht hierauf ist es von Wichtigkeit, die Rentenverwendung in allen Fällen bis zum 31. Dezember 1911 zu regeln; aber auch nur so viel alte Renten zu beschaffen, als bis dahin unbedingt erforderlich sind.

3. Das Einleihen der Renten ist insofern erleichtert, als es nach dem 1. Januar 1912 statthaft ist, bei ständigen Arbeitern, die durch Vertrag für mindestens 1/4 Jahr verpflichtet sind, die Renten vierteljährlich (in der letzten Woche des Vierteljahres) zu ziehen.

4. Freiwillige Weiterversicherung kann nach dem 1. Jan. 1912 von Personen, die das 40. Lebensjahr überschritten haben, nur dann wieder aufgenommen werden, wenn sie vorher 500 M. Pflichtbeiträge nachweisen können. Ist das 60. Lebensjahr aber überschritten, so sind 1000 M. nachzuweisen. Hiernach ist zu empfehlen, die freiwillige Weiterversicherung sofort in die Wege zu leiten und nicht erst den 1. Januar 1912 abzuwarten.

5. Das Ruhen der Rente beim Bezüge einer Pension fällt nach dem 1. Januar 1912 fort. Diese Neuerung ist besonders wichtig für Beamte. Auch sie können demnach neben der Pension Renten beziehen, sofern sie sich die Rechte hierzu erhalten haben (zu beachten sind die Angaben zu Punkt 4).

6. Die Rückerstattung der Hälfte der Beiträge an weibliche Versicherte nach der Heirat ist vom 1. Januar 1912 ab aufgehoben. Diese Neuerung ist mit Rücksicht auf die Verhältnisse der Frauen in früheren Jahren nachgewiesen worden. Ist die Aufhebung der Versicherung durch eine kleine einmalige Abfindung durchaus falsch. Auch die Frauen sollen sich im eigenen Interesse freiwillig weiter versichern.

7. Hat der Invalidenrentenempfänger Kinder unter 15 Jahren, so erhöht sich die Rente für jedes Kind um ein Zehntel bis zum anderthalbfachen Betrage.

8. Die Beiträge der Hinterbliebenen bestehen a) in Witwen- und Waisenrenten, b) in Witwen- und Waisengeld, c) in Witwen- und Waisenrente. Die Witwen- und Waisengelder werden gezahlt an die Kinder unter 15 Jahren. Vorbedingung ist, daß der Ehepartner bei seinem Tode die Voraussetzungen zur Rentenberechtigung erfüllt hatte. Das Witwengeld und die Waisengelder werden einmalig gezahlt, jedoch nur dann, wenn die Witwe die Unmöglichkeit aufweist, sich zu ernähren. Überlebende Witwen und Kinder haben dieselben Rechte, wenn die verstorbene versicherte Ehefrau überwiegend die Ernährerin der Familie war. Die Waisenrente geht selbst unter gewissen Voraussetzungen auf Entf.inder über.

9. Um sich die Rechte zu erhalten, hat jeder Versicherte das Recht, nach dem 1. Januar 1912 Zusatzmarken im Werte von je 1 Mark in beliebigem Anzahl zu verwenden.

10. Die geltend zu machenden Ansprüche sind vor dem 1. Januar 1912 für gewisse Bezirke errichteten Versicherungsämtern vorzubringen. Hier ist auch jede zur Sache gehörige Auskunft unentgeltlich zu haben.

Schreckensbilder vom Leben in Tripolis.

Von dem traurigen Schauspiel, das jetzt die Straßen von Tripolis bieten, entwirft im Journal der in Tripolis weilende französische Korrespondent Souel schreckliche Bilder. Ein Monat ist seit der Besetzung der Stadt Tripolis durch die Italiener verstrichen. Man müßte jetzt eine Bilanz des Todes aufstellen können. Aber die italienischen Behörden sind zweifellos angelehnt der riesenhaften Gelatose vernichtender Menschenleben vor dieser Aufgabe zurückgeschreckt. Man schätzte vor der Eroberung die Bevölkerung der Stadt Tripolis auf 40 000 Seelen. Man wird von dieser Zahl heute 10 000 abziehen müssen, und vielleicht bleibe ich dabei noch hinter der Wahrheit zurück. Noch immer kehren die Totenwagen, die unausgeseht die Stadt durchfahren, hochgeladen von ihrer traurigen Reise zurück. Zu Beginn der Okkupation vermochten sie ihrer Aufgabe nicht zu genügen, und der Leiter des Vertriebens mußte einsehen: „Ich bin gezwungen, die Toten auf der Straße liegen zu lassen, da es unmöglich ist, sie alle fortzuschaffen.“ Täglich starben 400 Menschen. Man hat diese furchtbaren Sterbeziffern unter der eingeborenen Bevölkerung der Cholera zur Last legen wollen. Die Wahrheit aber ist, daß die meisten der Unglücklichen nicht an der Cholera, sondern Hunger starben. Ein großer Teil der mohammedanischen Bevölkerung von Tripolis lebte früher in den Dafen und in den Palmenwäldern. Von hier wurden sie durch die blutigen Kämpfe vom 23. und 26. Oktober vertrieben, flüchteten in die Stadt, in die Moschee und in die Straßen. Von diesem Tage an befanden sie keine Nahrungsmittel mehr, keine Kleider, kein Brot, und was das schlimmste war, kein Wasser. Es konnte nicht ausbleiben, daß die unglücklichen Beflegten der Erschöpfung, dem Hunger und den Krankheiten erliegen mußten. Die italienischen Behörden hatten zwar eine Aufnahmestelle für Kranke geschaffen, aber darin konnten nur 100 Menschen Unterkunft finden. Hunderte und Tausende irrten und warteten in den Straßen umher, in den Moscheen und auf der Gasse fielen die Menschen zu Hunderten tot zu Boden, und die zahlreichen Totenwagen vermochten nicht einmal die Sterbenden aufzunehmen. Die tägliche Abgabe von Brotportionen erstreckte sich nur auf eine kleine Zahl Bevorzugter; die übrigen aber, eine gewaltige Menge, die hilf- und ziellos durch die Stadt umherirrte, suchte gierig im Müll nach Nahrungsmitteln, um wenigstens einen Tag noch den unermesslichen Tod zurückzuweichen. Der Anblick von Leichen und von Sterbenden auf der Straße ist so alltäglich geworden, daß man sich kaum noch darum bekümmert; man liegt über die Leichen und Sterbenden hinweg und geht weiter, ohne sich

anzusehen. Die rauchenden Ruinen von Kasablanca mit ihren leidendsten Straßen haben niemals einen so grauenhaften Eindruck erwecken können wie das Tripolis von heute, wo Tausende von Menschen rächelnd auf dem Pflaster enden. Gestern bin ich einem der unheimlichen Totenlarven auf seinem Wege gefolgt. Den ganzen Tag über ziehen sie schwer beladen durch die Straßen. Vor dem französischen Restaurant unter den Arkaden, in denen die Bazare sind, lagen vielleicht 100 menschliche Körper, in schmutzige Lächer und Lumpen gewickelt. Ein pelartiger Verwesungsgeruch ging von ihnen aus. Im Vorübergehen sehe ich zwischen zwei Leichen den Kopf eines jungen hübschen Mädchens sich aufrichten; die großen schwarzen Augen aber liegen tief in den Höhlen, das Gesicht scheint nur noch aus Knochen zu bestehen, ich konnte den Anblick nicht ertragen. Sie macht eine Anstrengung, um den gräßlich abgemagerten Arm zu einem Zeichen der Bitte emporzuheben. Hier ist es der Hunger, der morder. Neben ihr, unter einem zerfetzten Leintuch, bewegt sich noch ganz leise: eine alte Frau; so schwach, daß man fühlt, daß das Ende naht. Und auf allen Gesichtern liegt derselbe Ausdruck rettungsloser Verzweiflung, in allen Augen glüht dieselbe hoffnungslose Bitte: um ein wenig Nahrung, um ein wenig Hilfe. Der Totenkarren bleibt in der Straße stehen, unmittelbar vor diesen Gruppen. Ein Araber bestaunt flüchtig die Körper. Wer sich nicht mehr bewegt, wird auf den Karren geworfen. Schon sind drei Leichen auf dem Karren geladen. Dann entdeckt man eine junge Frau inmitten von drei Kindern. Sie ist noch nicht tot, sie liegt in den letzten Zügen, sie hat nicht mehr die Kraft, ein Zeichen zu geben. Wie eine Feder nimmt sie der Araber empor und legt sie auf die Toten, wo sie mit einem langlosen Seufzer niederfällt, während die drei Kinder umloht nach ihr rufen. Jetzt liegen schon sieben Sterbende über den drei Toten auf unserem Karren; am Ende der Straße wird man noch einen Leichnam auf den Haufen werfen und dann auf der Masse einher stapfen, damit die Ladung fest liegt und beim Fahren nicht herabfällt. Und diese grauenregende furchtbare Arbeit wird seit einem Monat Tag für Tag verrichtet, ohne daß ein Ende abzusehen ist. Man wundert sich nicht mehr, daß die Sterblichkeitsziffer mit der Zeit zurückzugehen beginnt: die Zahl der Überlebenden ist ja so zusammengekrumpft. Und doch kann man für diese Schreden die italienischen Behörden nicht verantwortlich machen, sie haben getan, was in ihren Kräften stand. Alle Kolonialkriege werden immer dieses Grauen und dieser Schreden nach sich ziehen. Als man vor einigen Jahren die herrenlosen Hunde von Konstantinopel auf einer wüsten Insel aussetzte, ging durch Europa eine Woge eßten Mitleids mit den armen Tieren. Die Tausende aber, die in Tripolis hilflos Hungers sterben, gehen unter der vollkommenen Gleichgültigkeit der Kulturwelt an. Und so bleibt nur die Hoffnung, daß mit der Zeit, die alle Wunden heilt, auch auf diesem mit so viel Blut getränkten Boden die Zivilisation sich ausbreiten möge und das künftige Geschlecht ohne Gewissensbisse im Schatten der Palmen die Segnungen des Friedens genießen dürfen.

Entwicklung der Bergarbeiterlöhne im Oberbergamtsbezirk Dortmund.

Die Nachweisung der für das 3. Vierteljahr 1911 im Bereich des Oberbergamtsbezirks Dortmund ermittelten Bergarbeiterlöhne ist oben erschienen. Diese Nachweisung, die bekanntlich vierteljährlich von amtlicher Stelle (Oberbergamt Dortmund) herausgegeben wird, kann angelehnt der von den Bergarbeiterverbänden des Ruhrbezirks eingeleiteten Lohnbewegung in der Öffentlichkeit besonders Beachtung beanspruchen. Wie sich die Schichtlöhne der Gesamtbelegschaft und die Hauerlöhne sowie das Vierteljahrsverdienst seit Anfang des Jahres 1910 zahlenmäßig entwickelt haben, ergibt sich aus folgender Aufstellung:

	Gesamtbelegschaft eigentl. Bergarb. (Hauer)			
	Schicht-Vierteljahr verdient	Schicht-Vierteljahr verdient	Schicht-Vierteljahr verdient	Schicht-Vierteljahr verdient
1. Quartal 1910	4,48	324	5,29	371
2. „ „	4,51	337	5,33	387
3. „ „	4,57	361	5,40	416
4. „ „	4,61	360	5,45	416
1. „ 1911	4,64	356	5,49	410
2. „ „	4,66	350	5,51	402
3. „ „	4,72	384	5,58	435

Es ist somit die erfreuliche Tatsache festzustellen, daß die Bergarbeiterlöhne auch im 3. Vierteljahr 1911 wieder gestiegen sind. Die Steigerung war mit 6 Pfennig für die Schicht der Gesamtbelegschaft und 7 Pfennig für die Hauerlöhne beträchtlich höher als im vorhergehenden Quartal, in dem eine Erhöhung des Schichtlohnes um je 2 Pfennig zu verzeichnen war. Vom 1. Quartal 1910 bis zum 3. Quartal 1911 ist eine Erhöhung des Schichtlohnes der Gesamtbelegschaft von 4,48 auf 4,72 Mark oder um 24 Pfennig und eine Erhöhung des Hauerlohnes von 5,29 auf 5,58 Mark oder um 29 Pfennig eingetreten. Vergleicht man den Gesamtlohn der Bergarbeiter in den 3 ersten Quartalen 1910 mit dem Gesamtverdienst im gleichen Zeitraum 1911, so ergibt sich im letzteren eine Steigerung des Einkommens bei der Gesamtbelegschaft von 1022 auf 1090 Mark, oder um 68 Mark, bei den Hauern von 1174 auf 1247 Mark, oder um 73 Mark.

Auch die Zahl der von einem Arbeiter durchschnittlich versehenen Schichten hat trotz des Mangels, der in diesem Jahre einen noch nie dagewesenen Umfang angenommen hatte, eine wenn auch geringe Zunahme erfahren. Sie betrug 80 gegen 79 im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Die Gesamtsumme der im Ruhrbezirk gezahlten Bergarbeiterlöhne betrug im Berichtsquartal 126 764 170 Mark gegen 118 474 193 Mark im vorhergehenden Vierteljahr und 119 050 918 Mark im gleichen Vierteljahr des Vorjahres; die Gesamtbelegschaftsziffer stellte sich auf 337 091 (337 190 bzw. 329 976). Zu bemerken ist schließlich, daß etwa die Hälfte aller Bergarbeiter (50,5 Prozent) als Hauer beschäftigt waren und den höheren Hauerdurchschnittslohn verdienten. Die angegebenen Löhne sind reine Nettolöhne, da sämtliche Arbeitskosten, sowie die Beiträge für die verschiedenen Zweige der sozialen Versicherung bereits in Abzug gebracht sind.

Ein trübes Bild aus dem heutigen Japan

Bringt nach einem Bericht des „Okazaki-Blatt“ die Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft. Es heißt da: „Das japanische Herrenhausmitglied Dr. Kawada, das sich seit längerer Zeit mit der Arbeiterfrage beschäftigt und über sie auch in Amerika Studien gemacht hat, berichtet in der Tokioer Zeitschrift „Chao Koro“ folgende Dinge über die Behandlung der Arbeiterinnen in japanischen Fabriken. Unter den etwa 1 Million zählenden Fabrikarbeitern Japans sind rund 700 000 weiblichen Geschlechts, und zwar ist der zehnte Teil der Arbeiterinnen noch nicht 14 Jahre alt. 21 Prozent der Arbeiterinnen in Streichholzfabriken

und 1 Prozent deren in Tabak- und Glasfabriken sind unter 10 Jahre alt. Die Arbeiterinnen erhalten die Fabrikanten durch Werber. Die fahnden in Stadt und Land nach den Töchtern armer Eltern, die ihnen größtenteils zur Beute fallen, denn sie wissen den unwissenden Bäuerlein auf dem Lande den vorzüglichen Dienst in den Fabriken, die Sparsamkeit der Arbeiter, die Vergütungen des Stadtlebens und die Erziehung zu Takt und städtischer Schicklichkeit so überzeugend zu schildern, daß ihnen reiche Beute zufällt. Nach vier bis fünf Jahren aber sieht der leichtgläubige Vater seine Tochter mit gebrochener Gesundheit und sittlich verkommen und ohne jeden Besitz heimkehren, falls sie nicht schon vorher gestorben und verdrorben ist. In der Fabrik verstehen es die Aufseher vortrefflich, die Mädchen zu quälen, daß sie willig Überstunden jeder Art ohne Vergütung auf sich nehmen. In sehr vielen Fabriken wird ihnen keine freie Zeit zum Essen gelassen, sodaß sie ihre Mahlzeiten während der Arbeiten einnehmen müssen. Die Nacharbeit, die bei allen Baumwollspinnereien eingeführt ist, wirkt außerordentlich fittensverderbend auf die zusammenarbeitenden männlichen und weiblichen Arbeiter. Das Strafwesen ist geradezu unmenschlich. Rücksichtslos wird die Peitsche gehandhabt. Die Mädchen werden in dunkle Räume gesperrt oder gezwungen, bei halben Rationen zu arbeiten. Die Strafgehälter verringern die so wie so schon äußerst geringen Löhne zu fast nichts, sodaß beinahe niemals eine Arbeiterin die Fabrik mit Ersparnissen verlassen kann.“ So sehen die Arbeiterverhältnisse in einem äußerlich gebildeten, aber im finsternen, hartnäckigen Heidentum verharrenden Lande aus. Und mit diesem, das keine Spur von Arbeiterfürsorge zeigt, soll unser Reich nach sozialdemokratischer Meinung ohne Schutz den Wettbewerb aufnehmen!

Die Furcht vor dem Berggeist.

Ein heiteres Vorkommnis berichtet die „Westf. Volkszeitung“ von einer Furchtschickung: In große Aufregung versetzt wurde vor einigen Tagen eine Gesellschaft von Damen und Herren, die von dem Leiter einer Feste in der Nachbarschaft zu einer Grubenfahrt eingeladen worden war. Der Gastgeber mit Gemahlin empfingen ihre Gäste am Feste, geleiteten sie in die für sie reservierten Räume, und als der etwas schwierige „Umzug“ vollzogen war, betrat man den Korb, um hinab zu fahren in den dunklen Schacht. Vergnügten Sinnes trat man unten die Wanderung durch die Kollenfelder an, und schaute die schwierigsten Kletterpartien nicht, um den Grubenbetrieb in allen seinen Teilen zu studieren und kennen zu lernen. Man trock durch die engen Gänge, suchte die gefährlichsten Stellen auf und erkreute sich an der emigen Tätigkeit der vor Kohle arbeitenden Knappen. Endlich wurde dann der Rückzug angetreten, um wieder auszufahren. Da, plötzlich wurde das Fehlen einer Dame entdeckt. Man rief, schrie, lief zurück, — alles vergebens. Man alarmierte die ganze Grube, suchte die entlegenen Stellen ab — das vermisste Fräulein war und blieb zum Entsetzen aller verschwunden. Alle Freude war dahin, die lähnen Fahrge nossinnen der Vermissten brachen in Tränen aus und die starken Männer im neuen Grubenkittel packte die Verzweiflung. Inzwischen war die Meldung auch schon nach oben gelangt, doch wußte man dort keinen Rat. Schon wollte man noch einmal die Grube grübelnd abklüden — da erkante nach unten das Signal, daß die Vermisste aufgefunden sei und sich das besten Wohlbefindens erfreue. Oben lärmte sie dann das Rüttel auf. Die junge Dame hatte im letzten Augenblick den Korb wieder verlassen und sich ungelesen geflüchtet, weil sie die Fahrt in die Tiefe fürchtete. Das Erschaunen war natürlich groß, als man sie bei einem Gläschen „Grubenwasser“ wiederfand.

Die Junggesellensteuer.

Humoreske von W. Wittmeyer. (Nachdruck verboten.)

Sie unnten sich schon von klein auf und liebten sich seit langen Jahren. Warum sie sich nicht geheiratet hatten, das begriff kein Mensch, und sie selbst begriffen's auch nicht. Sie hatten wohl den rechten Zeitpunkt verpaßt. Früher, als sie beide noch jung waren, zur Zeit der ersten grünen Liebe, da ging's nicht. Und auch später war Georg Burgstein, der Besitzer einer kleinen Sortimentsbuchhandlung, nach seines Vaters Tode nicht in der Lage, eine reine Keilungsheirat schließen zu können. Er mußte seinen beiden verheirateten Schwestern ihren Anteil an Haus und Geschäft herauszahlen. Und Lotte Gradaus hatte nichts, nur eine sehr leidende Mutter, die die Pflege der Tochter nicht entbehren konnte. Dann kam ein Umschwung. Lotte Gradaus machte, kurz nachdem ihre Mutter das Zeitliche gesegnet hatte, einen ansehnlichen Lotteriegewinn und war nun eine sogenannte gute Partie. Sie zog in die erste Etage des hübschen Hauses, dessen Mansarden sie bisher mit der Mutter bewohnt hatte, und das der Burgsteinschen Wohnung gerade gegenüberlag. Georg Burgstein, damals eben seiner Verpflichtungen gegen die Schwestern ledig, hatte nur die erste Trauerzeit abwarten und dann endlich um seine Schülerliebe werden wollen.

Nun wagte er's nicht mehr. Man hätte ihm vorwerfen können, er habe es nur auf Lottes Geld abgesehen. Er war nun mal ein nährlicher Kerl in solchen Dingen. So blieb alles zwischen den beiden beim alten. Lotte, immer noch eine nette frische Erscheinung, kam ab und zu mal in die Buchhandlung, um Briefpapier oder Ansichtspostkarten einzukaufen, und dabei unterhielt sie sich gern ein paar Minuten mit ihrem früheren Anbeter. Etwas hatte sich mit dem Tode der Mutter Gradaus aber doch geändert. Herr Burgstein hatte der alten Dame alljährlich persönlich zu Neujahr gratuliert. Nun schickte er nur eine schönverzierte Karte an die Nachbarin, denn er konnte doch nicht mehr selbst hinübergehen. Was hätten da die Leute denken sollen.

Jeden Morgen, wenn Lotte Gradaus ihre Blumen begaß, stand Herr Burgstein am Fenster und sah nach dem Stand des Außenthermometers. Dann machte er der Nachbarin eine Verbeugung, die sie durch leichtes Neigen des Kopfes erwiderte. In diesen engen Grenzen hielt sich der Verkehr der beiden, die sich seit früher Jugendzeit fühl und treu liebten, jahraus, jahrein. Herr Georg Burgstein war nun schon aus dem Schwabenalter, und Fräulein Lotte zählte 37. Im Juni pflegte der Buchhändler, der etwas zur Vereinfachung neigte, eine Kur in Marienbad durchzumachen, und Fräulein Lotte ging wegen ihrer etwas rheumatischen Anlage stets im Juli nach Wiesbaden. Anfang August berichteten sie sich dann, wenn Fräulein Lotte in die Buchhandlung kam, ausführlich von ihren gegenseitigen Erlebnissen und Auserfolgen, und die Wiedersehensfreude war jedesmal groß. Aber sie fanden doch niemals den Mut, sich zu sagen, wie sehr sie sich immer noch liebten. Da geschah eines Tages etwas Wunderbares. In dem benachbarten Fürstentum kam ein neues Gesetz heraus; alle unverheirateten männlichen und weiblichen Personen, die über ein Einkommen von 3000 Mark verfügten, sollten vom 30. Lebensjahre an eine besondere Steuer zahlen. Die Sache wurde lebhaft besprochen, und alle Zeitungen berichteten darüber. Man munkelte im Städtchen davon, daß die diesseitige Regierung nicht übel Lust habe, dem Beispiel des Nachbarstaates zu folgen und die Finanzen des Landes gleichfalls durch eine solche Steuer aufzubessern. Fräulein Lotte Gradaus entdeckte, als dieses Gerücht umging, daß sie notwendig Briefpapier, Bremer Vorlesefäden und ein Stück Nadelgummi brauchte. Sie paßte die Stunde ab, zu der Herrn

Burgheims „junger Mann“ sein Mittagessen einnahm und oegag sich über die Strafe in die Buchhandlung, sicher, den Herrn Nachbar allein zu treffen. Bisher hatte sie das stets in jungfräulichen Schen vermieden. Mit sichtlich Freude begrüßte Herr Burgheim die Nachbarin und fragte nach ihren Wünschen. Nach und gewandt bediente er sie. Fräulein Lotte zahlte und hätte ja nun wieder gehen können; aber sie blieb noch, zu Herrn Georgs großer Befriedigung. Sie sah so nett und frisch aus — die alte Liebe malte mächtig im Herzen des Buchhändlers auf! Fräulein Lotte fragte ihn nach seiner Ansicht über Tripolis, meinte, man höre doch gern mal ein männliches Urteil über die Zeitläufte, und er gab gern Auskunft. Dann stieg das Gespräch, und nach einer etwas peinlichen Pause begann Fräulein Lotte: „Was sagen Sie nur zu der neuen Steuer, Herr Burgheim, die sie drücken?“ — sie zögerte, und der Buchhändler fiel lebhaft ein: „Ach, Sie meinen die Junggefallensteuer. Ich finde sie einfach empörend! Als ob man immer selbst schuld!“ — Nun wurde Fräulein Lotte eifrig:

„Ja, was die Männer anlangt, so liebe ich das am Ende begründen, aber wir Mädchen — lieber Gott, was können wir denn dazu, wenn wir nicht heiraten? Es ist doch nun mal nicht Brauch, daß wir —“

„Mein, das ist's nicht, liebes Fräulein Lotte. Aber auch wir Männer — nehmen wir mal an, es liebt einer ein armes Mädchen. Die Verhältnisse gestatten ihm nicht, um sie zu werben. Und dann wird das Mädchen plötzlich reich, und nun mag er's nicht mehr, um sich keinen Mißverständnissen auszusetzen. Der Fall war doch denkbar, nicht?“ Herr Georg hatte rasch und lebhaft gesprochen, fast, als hätte er vergessen, wenn er diese Frage vorlegte.

„Gewiß, der Fall ist denkbar“, erwiderte Lotte Gradaus. „Aber nehmen Sie mal ein Mädchen, ein spätes Mädchen, wie man heute für „alte Jungfer“ sagt. Sie liebt schon seit früher Jugend, und sie weiß, daß der Mann ihrer Liebe lange nicht an eine Heirat denken kann. Er hat Verpflichtungen gegen seine Geschwister, gegen eine verwitwete Mutter vielleicht, und das Mädchen ist arm. Sie macht ihm keinen Vorwurf, nicht einmal in Gedanken. Und dann, nun ja, dann kommt sie zu Vermögen, sie gewinnt in der Lotterie oder sie macht eine Erbschaft. Nun — ja, Sie sagten da selbst bei Ihrem Beispiel, daß der Mann jetzt nicht den Mut hat, das Mädchen um seine Hand zu bitten. Wie gern würde sie ihm nun vielleicht sagen: ich hab' dich immer noch lieb, und wenn du willst — aber nein, das darf sie nicht, weil es sich nicht schickt. Und nun soll sie, die doch so gern, so sehr gern — nun soll sie Steuern dafür bezahlen, daß sie allein geblieben ist. Das ist doch holler Unsinn!“

„Ganz recht, heller Unsinn! Nehmen wir aber einen dritten Fall an. Der Mann, von dem ich sprach, und das Mädchen, das Sie als Beispiel wählten, erkennen plötzlich, daß sie sehr tüchtig gewesen sind. Durch die neue Junggefallensteuer kommen sie zu dieser Erkenntnis, und sie beschließen, dem „Mader Staat“ ein Schnippchen zu schlagen und sich zu heiraten, ehe die Junggefallensteuer auch in ihrem Vaterland Gesetz wird. Wäre der Fall nicht auch denkbar?“

Herr Georg Burgheim streckte seiner Nachbarin über den Boden die Hand hin und fragte: „Wollen wir dem Staat ein Schnippchen schlagen, liebes Fräulein Lotte?“ Fräulein Lotte legte ihre Hand in die des Buchhändlers und sagte lächelnd: „Nun dürfen wir aber über die neue Steuer nicht mehr schelten.“ In diesem Augenblick kam der „junge Mann“ vom Esen zurück, und Fräulein Lotte verabschiedete sich hastig. „Endlich“ sagten die Leute im Städtchen, als am folgenden Tage die Verlobung des Buchhändlers Georg Burgheim mit Fräulein Charlotte Gradaus im Blatte stand.

Eine „Prinzessin“ die im Armenhause stirbt.

In größter Not, ohne jeden Pfennig Vermögen, ohne Verwandte und Freunde, so ist kürzlich in einem dänischen Armenhause auf der Insel Knebgade ein altes Mütterchen gestorben, das sich einst „Prinzessin“ nennen und mit beiden Händen im Gelde wühlen konnte. Ihr Tod erinnert an ein tragikomisches Kapitel der Weltgeschichte. Sie war die einzige Tochter jenes Mannes, der, halb Abenteuerer, halb Eroberer, sich selbst den Titel und Namen eines „Königs von Arautanten und Patagonien“ beigelegt hatte. Eigentlich hieß er Antoine Lounens, war der Sohn eines Schlichtermeyers in Perigueux und Abbotat von Verus. Der Drang ins Weite trieb ihn über das Meer und mit einer Hand voll Gefährten gelang es ihm 1861, den Bewohnern von Arautanten die Ueberzeugung beizubringen, daß sie als einheitliches Volk unter seiner Führung ihr Schicksal verbessern würden. Er führte eine Verfassung und Gesetze nach transösischem Muster ein, bahnte Handelsbeziehungen mit Europa an, wurde jedoch von den kaiserlichen Truppen in einen Sinterbalt gelockt, ins Gefängnis geworfen und erst auf Frankreichs Einspruch freigegeben. Vergeblich versuchte er, sein Reich wiederzugewinnen. Abermals besiegt, lehrte er nach Frankreich zurück und starb 1878 in großer Dürftigkeit. Seine Majestät Dreie-Antoine I., so nannte sich Herr Lounens als König, hatte eine Tochter, ein Mädchen von feiner Schönheit, die als „Prinzessin Margarete“ ihrem Vater wider zur Seite stand. Der Katastrophe entging sie, da sie sich im Augenblick, als diese eintrat, in Europa befand. König Dreie-Antoine I. hatte seine Tochter mit reichlichen Goldmitteln ausgestattet und es verheiratete sich der Ruf, daß ungezählte Millionen ihre Wittigst bilden würden. Träger sehr vornehmer Namen bewarben sich, so sagt man, um ihre Hand. Sie selbst führte ein verschwenderisches und leichtsinniges Leben. Ein dänischer Offizier, der ihr bei einem Schiffsunglück das Leben gerettet und dem sie ihre Gunst geschenkt hatte, erkrankte vor ihren Augen. Fast gleichzeitig erhielt sie die Nachricht von dem Zusammenbruch des operettenhaften Königstums von Arautanten. Sie ließ sich in Dänemark nieder, angeblich, um dem Grabe ihres Geliebten nahe zu sein und versank allmählich in die tiefste Armut, jedoch der Tod der Geistes jetzt als ein Erlöser gekommen sein mag.

Ein erpresserisches Ehepaar.

(Unber. Nachr. verb.)

ib. Beuthen, 4. Dez.

Ein erpresserisches Ehepaar, das aus dem Tode seiner Tochter noch Kapital schlagen wollte, hatte sich vor der hiesigen Strafkammer zu verantworten. Es handelte sich um den Bergmann Jakob Schmal und dessen Ehefrau. Das Ehepaar besaß eine hübsche Tochter, die mit einem jungen Apotheker-gehilfen verheiratet war. Schließlich mußte das junge Mädchen, da es krank wurde, ein Sanatorium aufsuchen. Hier ist es gestorben, und zwar nach dem Gutachten der Ärzte an Lungentuberkulose. Da der Apotheker für seine Geliebte mehrere hundert Mark an Kurkosten ausgegeben hatte, glaubten die Eltern, noch mehr aus ihm herauszuholen zu können. Sie schrieben an den jungen Mann und drohten ihm mit unangenehmen Mitteilungen an seinen Prinzipal und seinen künftigen Schwiegervater, wenn er nicht auch die Kosten der Beerdigung u. d. d. Sie hätten in Erfahrung gebracht, daß ihre Tochter garnicht an Schwindel gestorben sei, sondern infolge eines unerlaubten Eingriffs, den er, der Apotheker, an ihr vorgenommen habe. Der junge Mann, der sich in der fraglichen Richtung seiner Schuld bewußt war, erstattete Anzeige, worauf gegen das Ehepaar Anklage erhoben wurde. Die Beweisaufnahme wurde unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführt, sie ergab gegen den Beschuldigten keinerlei belastende Momente. Der Gerichtshof sah als die Urheberin der verübten Erpressung die Ehefrau an und erkannte gegen sie auf 9 Monate Gefängnis. Der Ehemann kam mit 6 Monaten davon.

Sprüche an Geräten.

Ein Span ein jedes edle Weib
Zum Ruhen und zum Zeitvertreib;
Was unsere Weiber jetzt beginnen:
Sie heheln nur und lassen spinnen!
(An einem alten Seimwebstuhl in einer Grotte in Unter-Negezi, Ranton Zug.)

Das Mädchen ist ein süßes Nabel,
Ein hartes, angenehmes Loch;
Es gleicht vollkommen einer Zwiebel.
Man weint darob und — ist sie doch.
(1789. An einem alten Ofen in Merzton, Ranton Aargau.)

Ich lebe, weiß nicht wie lang,
Ich stirb, weiß nicht wann,
Ich fahre, weiß nicht wohin,
Mich wundert's, daß ich so fröhlich bin.
(Auf dem Futterstiege eines Fuhrmanns aus dem Jahre 1861.)

Ein Winter ohn' Schnee und Eis —
Ein Eisenbahn ohne Gleis —
Ein Ofen ohn' Feuer —
Gilt keinen Dreier.
Das Haus ohne Kinder
Ist wie der Dachstuhl ohne Binder,
Und das Herz ohne Lieb
Ist ein großlöcher Sieb.
(Von einem Rachehofen in Osnabrück gegen 1840.)

Draußen Schnee und Eis —
Draußen reger Fleiß;
Im Ofen lustig Feuer
Und voll Rast die ganze Scheuer.
Das Herz liebewarm
Und im Hause Kinderlärchen —
Ist Frühling in Wintersonnen.
(Von einem Rachehofen in Osnabrück gegen 1840.)

Kampf mit einem Verbrecher im Schnellzug.

Der durch Erpressungen berühmte Lachse Valane sollte mit dem Schnellzug von Paris nach Bordeaux befördert werden, um sich vor dem dortigen Strafgericht zu verantworten. In seiner Begleitung befanden sich der Gendarm meriwächmeister Delouche und der Gendarm Bouffogne. Während der Fahrt, die auf dieser Strecke mit einer Stundengeschwindigkeit von 80 Kilometer vor sich geht, begab sich Valane, dem die Handfesseln abgenommen worden waren, auf den Korridor, wohin ihm der Wächmeister folgte. Plötzlich drehte sich der Verbrecher um und verlegte dem Beamten einen Faustschlag, der diesen für einen Moment betäubte. Im nächsten Augenblicke zerstückte Valane die Fensterhebel und schwang sich auf das Trittbrett, wohin ihm rasch der wieder zur Befestigung gelangte Gendarm nachfolgte. Während nun der Zug in voller Geschwindigkeit dahinstrahlte, entspann sich auf dem Trittbrett unter den Augen der Passagiere, die vergebens die Notleine zogen, zwischen dem Flüchtling und dem Gendarmen ein erbitterter Kampf. Schließlich stürzten beide zu Boden. Delouche war sofort tot, Valane wurde schwer verletzt, ergriff aber trotzdem die Flucht. Es gelang jedoch, ihn später wieder festzunehmen.

Wie Napoleon in Schrecken kam.

Aus dem Nachlasse des Generals v. d. Marwitz auf Friedersdorf wird aus dem Sammelbande „Unsere märkische Heimat“ ein unterhaltender Vorfall erzählt, der Napoleon in schweren Nöten zeigt. Das war natürlich in den Jahren von Napoleons flüchtiger Erniedrigung, und Napoleon weckte damals in Charlottenburg. In dem Zimmer, in dem er zu speisen pflegte, war eine Runkelruhr, die Trompetenstücke laufend nachahmte, wie sie klingen, wenn sie im vollen Chöre geblasen werden. Tugend ein Späßvogel aus der preussischen Dienerschaft — so erzählt der General — mußte sich wohl daran ergötzen haben, das Spielwerk am Abend aufzusuchen; genug, um Mitternacht geht der Alarm los — Trompeten ertönen durch das Schloß, die Adjutanten, die Dienerschaft, Napoleon selbst fahren aus den Betten heraus, und alle glauben an einen Ueberfall. Aber bald ist alles wieder still und niemand kann begreifen, wo alle die Trompeten geblieben sind. Es werden Posten aufgestellt, ein Teil der Adjutanten und der Diener bleibt auf den Beinen — und siehe, um ein Uhr erschallt wieder derselbe Alarm, und zwar in einem anderen Zimmer. Man stürzte nun dahin, und so wurde die unschuldige Uhr überbracht, bevor noch der Schabernack zu Ende war. Das war also eine Nacht, in der auch der damals noch unbefestigte Napoleon das Schrecken lernte.

Ein schlechter Scherz.

a. Der geheimnisvolle Tod der zuletzt in Newyork lebenden schottischen Sängerin Mrs. Alice Tristram Shanks erzählt eine traurige Begebenheit durch die Nachforschungen der Polizei. Die Sängerin hat in den letzten Monaten kein Engagement mehr finden können, sie starb an Vergiftung durch Karbolsäure, und man glaubte zuerst an Selbstmord. Nun hat sich herausgestellt, daß die unglückliche Frau am Abend ihres Todes mit sechs Herren in einem Restaurant soupiert hatte, unter anderem mit einem Hausierhändler Thomas Tottum. Die genauere Untersuchung ergab, daß die Herren sich über die Dame lustig gemacht hatten und daß Tottum in später Stunde und stark angetrunken eine Flasche mit Karbolsäure auf den Tisch stellte, um sich mit der Sängerin „einen kleinen Scherz zu machen“. Der Urheber dieses schlechten Streiches, der ein so tragisches Ende nehmen sollte, und die übrigen fünf Teilnehmer, unter ihnen ein Polizeileutnant, sind sofort verhaftet worden.

„Friede auf Erden“

so klingt es nun bald wieder aus der alten lieben Weihnachtsbotschaft in die Welt hinein. Dem unruhigen Geschlecht unserer Zeit erscheint das Wort als ein schöner Traum, der niemals in Erfüllung geht. Wer aber das Kindlein von Bethlehem kennt und liebt, der weiß, daß mitten im Kampf und Leid der Erde nun eine Quelle ewigen Friedens und unvergänglicher Freude aufgeschlossen ist.

Weil unsere Kranken, Kleinen und Seimattofen von Bethel, Sarepta und Nazareth aus diesem Quell schöpfen dürfen, darum können sie frühlich Weihnachten feiern trotz all' der Leiden, Schmerzen und Dunkelheiten, die sie zu tragen haben. Wir bitten unsere Freunde nah und fern, auch in diesem Jahre Geschenken unserer Freude zu sein. Für mehr als 3500 Pflegesöhne haben wir die Tische zu decken. Da brauchen wir viele barmherzigen Hände, die für uns nähen, stricken, sammeln, einkaufen oder uns statt dessen das Geld zum Kaufen schicken. Jede Gabe, ob klein oder groß, besonders auch Kleider, Wäsche, Strümpfe und Spielsachen aller Art nehmen wir mit herzlicher Dankbarkeit entgegen, je früher, desto lieber! Bethel b. Bielefeld, Weihnachten 1911.
F. v. Bodelschwingh, Pastor.

Der Mörder seines eigenen Sohnes

Als Mörder seines eigenen Sohnes hatte sich vor dem Schwurgericht in Straubing (Niederbayern) der Landwirt Georg Sopfensberger zu verantworten. Der Ermordete war 17 Jahre alt und lebte mit seinen Eltern, namentlich mit dem Vater in ständiger Unzufriedenheit, da ihm von Jugend auf zu viel Freiheit gelassen worden war. Im Mai ds. Js. hatte es wieder einmal Streit gegeben. Als der Sohn in der Nacht im tiefsten Schlafe lag, stand der Vater auf, holte sich eine Gabel und schlich sich in die Schlafkammer des Getöteten. Mit der Gabel holte er dreimal aus und ließ sie auf dem Kopf seines Opfers niederfallen. Der junge Mensch regte sich noch einmal, worauf ihm der Vater eine Radfahrmaschine über den Mund hielt, angeblich, um ihm das Sterben zu erleichtern. Darauf ging der Täter ruhig zu seiner Frau und erzählte ihr, daß der Junge nun hin sei. Die Mutter jammerte leblich darüber, daß der Sohn so unvorbereitet habe sterben müssen. Nach der Tat ging der Mörder nach Landshut, wo eine Tochter von ihm diente und erzählte ihr ebenfalls, daß der Bruder tot sei. Dann stellte er sich freiwillig der Polizei. Bei seiner Vernehmung gab der Angeklagte zu, daß er die Absicht gehabt habe, seinen Sohn zu töten. Er fühle sich aber nicht schuldig, denn dieser habe den Tod verdient. Andererseits mußte aber auch der Angeklagte weiter zugeben, daß die Zwistigkeiten mit dem Sohne nicht allzu weit gegangen seien, daß es auch Zeiten gab, wo das Verhältnis ein gutes war. Jedenfalls ist es zu Täuschungen zwischen Sohn und Vater nie gekommen. Der Spruch der Geschworenen lautete auf Todschlag unter Verhängung mildernder Umstände. Darauf verurteilte der Gerichtshof den Angeklagten zu 8 Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust.

Die Eisenbahn im Wolkenreich.

Die höchstgelegene Eisenbahn der Welt ist ohne Zweifel die Zentralbahn in Peru, die eine Meereshöhe von 4760 Metern erreicht. Da die Bahn ihren Anfang am Meeresufer nimmt, muß sie auch diesen ungeheuren Höhenunterschied selbst überwinden; die Strecke läuft denn auch durch nicht weniger als 57 Tunnels, zumeist Rehrunnel, sowie über eine ganze Anzahl großer Brücken; ihre Steigung beträgt nirgend mehr als 45 Meter auf den Kilometer, dabei sind an keiner Stelle Bahnhöfen im Gebrauch. Rast man einen Handwagen von Ticio aus auf den Schienen los, so läuft er ohne jede Unterstützung, allein durch Schwerkraft bis hinab nach Callao, den Hafen. Vor jedem Personenzuge, der bergab fährt, wird ein solcher Handwagen abgelassen, der mit Sicherheitsbremsen ausgestattet ist, und auf dem ein Inspektor steht, welcher die Strecke auf Steinschlag und andere Gefahren hin untersucht. Das erwähnte Ticio ist die höchstgelegene Eisenbahnstation der Welt; es liegt in 4700 Metern Meereshöhe, nur 60 Meter unterhalb des überhaupt höchsten Punktes der Bahn.

Plattdütsche Ede.

En Sprüdwort lutt: „Bu iäm goht de Baden, so mant iäm of gohn de Saden.“ Dat fall heiten: hei biem Etten langlam es, de es of ool bi de Urbeet. Domet es öwer noch nich gelagot, dat eener, dem de Urbeet nich pant de Hand geiht, of biem Etten langlam sien mant; nee, wann't an'n Dsch geiht, do wet gewöhnlich of de Fuhle waderig. Van Dage, wo de Lile alle van Tellers ettet, do tritt jeder woll sien Deel met, belunners, wann he tid den Teller örbentlid vull schepet. Dat was öwer fröhler, wo noch alle ut eenen Rapp etten, anners. Wann't do Brie gaffte, dann konn me oppen Dsche so viel Stroten sehn, as Lile am Dsche luten; ohne schlabbern gung ef nich, en jeder sog, dat he wat met freeg. Gaffet öwer Ertrappe met de langen Bräue oder Schiemen ut de Panne, un se woren noch heit, dann mog me se op de Tunge dancen luten, un we't am besten luten, de freeg am mersten dancet met; jo, do mog of de Fuhle flietig sien, dann hadde he gerade wie de annern eenen Ertrappel im Munne, een'n op de Gaffel un eenen im Duge.

Aus der Welt der Technik.

Künstliche Edelsteine. Im Novemberheft des Repertoriums „Unsere Welt“ schreibt Dr. O. Dreher über vorstehendes Thema u. a. folgendes: Im Jahre 1891 gelang es Krenn, den Rubin in kleinen Kristallen darzustellen. Er erhielt ein Gemisch von chemisch reiner Tonerde, kohlenlaurem Kalk, Fluorbarium oder Fluorcalcium und wenig doppeltchromsaurem Kali (3—4%) auf ca. 1500 Grad und hielt das Ganze wohl acht Tage lang im Aufk. Es bildete sich dabei wohl Aluminiumfluorid, das durch die feuchten Dämpfe des Ofens in Aluminiumoxyd zerlegt wurde und kristallisierte. Die Kristalle zeigten optisch und in ihrer Härte dieselben Eigenschaften, wie die des natürlichen Rubins. Da sie jedoch zu klein sind — höchstens 1/4 Karat schwer — wurden sie nur als Uhrsteine in sehr beschränktem Maße verarbeitet. In neuerer Zeit wendet man ein anderes Verfahren an, das zuerst von Verneuil 1902 bekannt gegeben wurde. Man schmilzt Tonerde mit dem entsprechenden Zusatz von Chromoxyd durch ein Sauerstoff-Druckgas-Gebälbe in besonders konstruierten Öfen. Was die anderen Edelsteine angeht, so ist es wohl gelungen, z. B. den Diamant künstlich darzustellen (Moissan), doch nur in solcher winzigen Größe, daß an eine Verwendung nicht zu denken ist. Die unter dem Namen „künstlicher“ Smaragd und „künstlicher“ Alexandrit im Handel befindlichen Steine sind unecht. Von dem „künstlichen“ Alexandrit hat z. B. Brauns nachgewiesen, daß er in seinen Eigenschaften vollständig mit dem Naturprodukt übereinstimmt, also auch als solcher zu bezeichnen ist.

Weiteres.

Passende Bezeichnung. Junger Ehemann (als das Essen, das seine Gattin selbst gekocht hat, wieder nicht zu genieser ist): „Das soll ein Gericht sein? Na, ich danke! Das ist ja schon mehr ein — Strafgericht.“

Druckfehlerkollekt. „Mädchenpensionat in hübscher Umgebung, in jeder Hinsicht bestens eingerichtet. Die Schülerinnen haben Aussicht auf einen schönen Garten.“ (Auf dem Bestellzettel war nur von einem „schönen Garten“ die Rede.) Aus der Wahlzeit. „Wie geht's, Herr Feinschmecker?“ — „Schlecht geht's, erkrankt, keine Stimme.“ — „Nun, das wird wohl weniger von der Kälte herkommen, als von der Wahl, da haben Sie ja Ihre Stimme abgeben müssen!“

Strenge A.: „Warum sind Sie denn aus ihrem Vegetarierverein ausgeschieden worden?“ — B.: „Weil ich mal bei irgend einer Gelegenheit den Ausdruck „mir ist alles Wurst“ gebraucht habe.“

Wiederholung. „Sie kommen mir bekannt vor; sind Sie nicht der Herr, der neulich im „Schwarzen Adler“ die Streitigkeiten mit dem Weinreisenden hatte?“ „Kann schon sein.“ — „Ja, ja, jetzt erinnere ich mich bestimmt; er nannte Sie „Lump“, „Betrüger“, „meineidiger Schuft“, und da...“ (aufspringend): „Gib ich ihm eine flüchtige Ohrfeige wie diese hier. Du Rindvieh, dämliches!“

Zu spät. Buchhändler: „Haben Sie dem Kunden das Strafgesetzbuch hingebraht, das er vorgelesen bestellt hat?“ — Laufbursche: „Jawohl, aber es war zu spät — er war bereits eingesperrt!“

Sohnes
sich vor dem
er Landwirt
ordnete war 17
lich mit dem
Jugend auf
ds. 3s. hatte
in der Nacht
solte sich eine
es Getöteten
sie auf dem
Mensch regte
Radfahrermüde
Sterben zu
er Frau und
ter jammerte
habe sterben
h Landshut
hr ebenfalls
freiwillig der
geklagte zu
ten. Er fühlte
od verdient
ter zugeben
eit gegangen
is ein gutes
n Sohn und
n lautete auf
Darauf ver
ahren Zucht

reich.
ohne Zweifel
e von 4760
am Meeres-
Höhenunter-
auch durch
l, sowie über
ung beträgt
dabei sind

us auf den
allein durch
Vor jedem
Handwagen
ttet ist, und
auf Steine
as erwähnte
er Welt; es
interhalb des

Baden, so
n: bei dem
Domest es
et sich vor
maut; nee
t de Zuhle
ellers ettel
dann he ist
wer froher,
Wann't do
iel Stroten
en gung ef
baffet dwer
t de Panne,
unge dange
rsten dore
n hadde be
te, eenen op

nif.
it des Rep
Dreher über
1891 gelang
ustellen. Er
ohlenlaurem
ig doppelt
hied das
sich dabei
Dämpfe des
kristallisierte.
elben Eia
noch zu klein
ur als Uhr-
neuerer Zeit
von Ver-
cht Lonerde
ein Sauer-
esen. Was
nenen. 3. B.
och nur in
ng nicht zu
Smaragd
hen Steine
hat 3. B.
en vollkome
n solcher zu

in (als das
ich nicht zu
ich danke!

in hübschen
Die Schül-
(Auf dem
die Rede.)
einhuber?
Nun, das
is von der
ssen!"

ihrem Re-
ist ich mal
er nannte
und da
e Obrieste

unden das
stellt hat?
er war

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Ein Rekord.

Novelle von Hellmuth von Mox.



ihren hohen Sitz. Der frühzeitige Start hatte, wie d'Arblay es gewöhnlich hatte, nur wenige Zuschauer, und erst in dem Augenblick, da der Flieger zugleich mit dem Kommando: „Los!“ den Motor einstellte, erschienen Mr. O'Donoghue in seinem langhaarigen Automobil, pelz weichen feinsten Stoff auf dem Kopf. Er winkte wie ein Befehlener mit beiden Armen, als er den schönen Passagier erkannte, der heute seinen Platz eingenommen hatte; aber das Geräusch des Motors machte seine Zureise für Miß Evelyn unverständlich, und sie beschränkte sich darauf, ihm mit ihrem wehenden Taschentuch einen Abschiedsgruß auszusenden. Dann setzte sich der Apparat auf der leicht geneigten Fläche in Bewegung, und wieder klang ein helles Geräusch von den Lippen des jungen Mädchens, als er sich ohne Ruck oder Stoß langsam und leicht in die Luft erhob. —

Ich bin so glücklich!“ sagte sie, durch die Enge des Kammes sich gewöhnend, sich an ihren Begleiter zu schmiegen. „Me habe ich etwas Schöneres erlebt als dies.“

Er antwortete nicht, und sein Gesicht blieb unändert. Erst als der Flugplatz bereits tief unter ihnen lag, mahnte er: „Sehen Sie sich etwas mehr zurück, Miß Jeffrey — und vergehen Sie, wenn mein Arm Sie hier und da berührt. Es läßt sich bei der Bedienung des Steuerers eben nicht vermeiden.“

Er sah nicht, daß sie errötet war; denn seine Augen blieben unverwandt geradeaus gerichtet, und während die „Kaloma“ in majestätischer Stille ihre weiten Kreise zog, nur selten durch leichtes Schwanken die Ueberwindung einer feindlichen Luftströmung andeutend, wurde für eine geraume Weile nichts mehr zwischen ihnen gesprochen. Aber als sie nach einer Viertelstunde zu bemerken glaubte, daß der Apparat sich zum Abstieg neigte, rief die Amerikanerin:

„Mein, nein — noch nicht! Und wenn Sie mir noch eine große, eine unermesslich große Freude machen wollen, so lassen Sie uns ein Stück über Land fahren. Nur ein paar kurze Meilen! Bitte! — Bitte!“

Und d'Arblay fügte sich diesem Willen, wie er sich ihm trotz alles inneren Widerstrebens schon einmal gefügt hatte. Die wohlbetannte landschaftliche Szenerie des Flugplatzes verschwand mählich unter wehenden, wie wenn sie von unsichtbaren Händen weggezogen wurde, und neue, ständig wechselnde Bilder tauchten vor Evelyns entzückten Augen auf. Dörfer und Wälder, weidlichgrüne, in launig junges Grün gebettete Landhäuser, hier und da ein Birkenwäldchen

h, wenn es nur das ist —! Papa würde ohne weiteres eingelegt haben, wenn ich ihn gefragt hätte. Aber mit amerikanischen Mädchen sind gewöhnt, die Verantwortung für unsere Handlungen selbst zu tragen. Und auch Sie brauchen sich nicht wegen nicht die geringste Sorge zu machen. Am Ende ist mein Leben doch nicht um einen Dollar mehr wert, als das des Herrn O'Donoghue.“

„Sie müssen mir schon erlauben, Miß Jeffrey, in diesem Punkte etwas anderer Meinung zu sein. Und dann — es gibt außer Ihrem Herrn Vater doch noch jemanden, der wohl ein Recht darauf hätte, zuvor um seine Erlaubnis zu bitten.“

„Noch jemanden?“ fragte sie mit einem leichten Stirnrunzeln. „Und wer sollte nach Ihrer Meinung dieser jemand sein?“

„Er jagerte; aber die kleine Indistinktion dünkte ihn unter den obwaltenden Umständen nicht nur entbehrlich, sondern geradezu geboten.“

„Dord Egerton?“ fragte er. „Ihr künftiger Gatte.“

„Mein — künftiger — Gatte? Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Er selbst.“

Die kleine Falte zwischen Miß Evelyns Brauen wurde noch tiefer. Dann aber lachte sie hell und freudlich auf.

„Ob er mein künftiger Gatte sein wird oder nicht — jedenfalls dürfen Sie mir glauben, daß er mir vorläufig nicht das Geringste an Gefallen oder zu verbieten hat. Und noch einmal bitte ich Sie von ganzem Herzen: nehmen Sie mich mit! Ich habe keinen beßeren und schützlicheren Wunsch als den, einen Flug auf der „Kaloma“ zu machen.“

Er sah sie an, und seine Brust hob sich in einem tiefen Atemzuge. Dann wandte er sich dem Schuppen zu, dessen breite Türen eben von seinen Gehilfen zurückgeschoben wurden.

„Ich bin zu Ihren Diensten, Miß Jeffrey!“

„Sie lauchte auf wie ein Kind, und ihre Augen leuchteten.“

„Dank! Tausend Dank, Mr. d'Arblay! Ich werde Ihnen das nie vergessen.“

Die unerwarteten Vorbereitungen gingen für ihre brennende Ueberduld viel zu langsam von statten, und als der Apparat zum Abflug bereit war, flüchtete sie, jede Hilfe verschmähend, hint wie ein Eifstüchchen auf

„Wie kamst du es wagen, ungebeten hier einzubringen?“ rief er. „Warum störst du mich in meinen Gedanken?“

Gelächter lachte sich, rechte eitel und selbstgefällig das Köpfchen und erwiderte: „Ach, geh! Bin ich nicht schön? Und hast es doch, der Schönheit sei alles erlaubt!“

Der Kreis rangelte die Seiten. Ist keine Schönheit dein Verdienst?“ rief er. „Und ist dir nie der Gedanke gekommen, daß auch du einmal alt und runzelig sein wirst? Was wertvoll ist, trägt man nicht tagtäglich zur Schau, und ist die äußere Schönheit auch etwas sehr Wertvolles, so wird sie doch durch die Schönheit des Herzens weit übertragen.“

Gelächter lachte laut auf. „Das sagen sie alle, die häßlich sind!“ meinte sie spöttisch.

Obwohl nun der alte Mann trotz seiner Jahre noch ein sehr schöner Mann war, steigerte das tofette Gebären des Mädchens seinen Unwillen zum Sonnenbrand.

„Aber er einen Zunderkerb hervorgerufen, rief er: „Nun denn, törichte Eitelkeit von einem Mädchen, so verhandle dich in ein abschreckendes, häßliches Bedenken, halb Dase, halb Hund, wildhaarig und mit den Ohren eines Esels. So wirst du wohl am ehesten schätzen lernen, was wahrhaft gut und schön ist!“ Und schon im nächsten Augenblick stand vor dem mächtigen Zunderkerb ein abschreckend häßliches Tier, das etwas davorhüpfte. Der Kreis aber kehrte auf seinen Platz zurück, und niemand weiß, ob Gelächter wieder einmala das wurde, was sie gewesen. Sicherlich aber war sie von ihrem schimpflichen Wesen und ihrer maßlosen Eitelkeit gründlich kuriert!

Silber-Kästel.

a, bach, dem, di, ten te la ne, nel, nor, v, v, v, pus, zett, da

Aus vorstehenden 15 Silben sollen 6 Hauptwörter gebildet werden von folgender Bedeutung: 1. Eichenhaus, 2. Stadt am Main, 3. Blume, 4. Strichband, 5. Musikalisches Wert, 6. Schicksalsgöttin.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so bezeichnen die Aufgabeschreiber eine europäische Haupt- und Residenzstadt, und die Endbuchstaben nennen den Klub, an welchem sie liegt.

ausoys 'snaq 'uwoyos 'ajpek 'pvoqualq 'hparobq
ejmweq — uwoyos

Einschaltungs-Aufgabe.

Gera, Strich, Weg, Vier, Faller, Gut, Eise, Kuppe, Aue, Mine, Gas.

Jedes der obigen Wörter ist durch Einschalten eines Buchstabens in ein anderes Wort zu verandern, so daß die neu hinzugekommenen Buchstaben den Namen eines hochberühmten preussischen Feldherrn nennen.

Wechsel-Kästel.

Wit a du ich ein isolanter Baum,
Wit e in der Scheune ein großer Raum,
Wit o dagegen ein Foss, auch Gewicht,
Wun dent' recht nach, sonst rätz' du's nicht.

Wit a du ich ein isolanter Baum,
Wit e in der Scheune ein großer Raum,
Wit o dagegen ein Foss, auch Gewicht,
Wun dent' recht nach, sonst rätz' du's nicht.

Kinderlaube

redigiert von Martha Kempner-Hochstadt.

Morgen am See.

Eisferntümmern auf der Welle,
Um den See ein froh Erwachen,
Und in weicher Morgenstille
Wunderglanz und Silberglänze
Träumend seh ich's Boot noch gleiten,
Träumend denk' ich Unigen Seiten.

Das eitle Schlossfräulein.

Von Tante Martha.

In einem Gassenhofsloffe, tief im Thal gelegen, lebte einstmal ein ebenso schönes wie eitles Fräulein, Schlossfräulein Gelckas. Von dem möchte ich euch eine kleine Geschichte erzählen.

Eines Tages schmückte Gelckas im gewöhnlichen Parke, als ihr der Gedanke kam, doch einmal nachzugehen, wie der Wald außerhalb der Mauern beschaffen sei. Wie romantisch mußte es doch sein, sich durch das Dickicht einen Weg zu bahnen, Wälder zu überwinden und Gassen zu übersteigern, statt auf den wohlgepflegten Kieswegen des Parks gelangweilt auf und ab zu spazieren! Gedacht — getan. Nachdem sich das Fräulein nach allen Seiten umgesehen hatte, um sich zu überzeugen, daß sie kein Auge belausche, schwang sie sich kurz entschlossen über die niedrige Mauer und stand auch schon flüppend in der „Freiheit“ — im Unwandel Mit einer eigenartigen Hast erging sie sich einen Weg durch das wilde Gestrüpp, und je länger sie darauf lief, um so schöner erschien ihr der Wald. Mit freudigen Schritten schritt sie empor zu den hohen Wäldern der alten Baumriesen, und fand sie einen geselligen Stamm, so war es ihr ordentlich eine Lust, wie eine Eule, längerin darauf hinaufzulaufen. Hier und da stand ein herrlicher Farnenbüsch mit seinen hohen Wäldern, während von den Stämmen der Bäume sogar lange Bartfäden niederhingen, wurde ihr Begleiter, immer neue Schönheiten aufzuspüren, und als sie endlich nach drei Stunden daran dachte, daß es nun wohl Zeit sei, umzukehren, schimmerte etwas Weißes zwischen den Stämmen der Bäume. Bald fand sie vor einem herrlichen Farnenbüsch mit einer kostbaren Einschaltung von schneeweißem Marmor versteinert war. Die Bänder und Zinnen des Schlosses spiegelten sich wie blaues Silber im Sonnenlicht, und hinter den blauen Gärten schimmerten allerhand goldene Gärten und Gärten. Der blumeneiche Garten, der von alterhand Büschen und dem Gesange der Vögel erfüllt war, wie ein großer Saal, dieses Märchenparadies mitten im Urwald näher in Augenblicke zu nehmen. Kurz entschlossen trat sie durch das Portal in den Garten. Doch zu gleicher Zeit erscholl überall ein Lachen und Klingeln; die Wälder der Bäume schienen plötzlich von Metall zu sein und vom Winde bewegt in allen Tönen zu klingen. Da erschloß sich in einer der Säulenhallen eine alte ehrwürdige Gestalt, ein Greis mit lang herabwallendem Silberhaar.

